



G. C. EDMONDSON  
**Wann erobern wir  
die Welt?**

Ein Anthropologe trifft auf ein Wesen von einem anderen Stern. Er begreift erst allmählich, was für ungeahnte Möglichkeiten ihm diese Begegnung eröffnet...

Ein spannender, humorvoller und origineller Science Fiction

Ort der Handlung:  
Sonora/Mexico

G. C. EDMONDSON

## **Wann erobern wir die Welt?**

GOLDMANN VERLAG 1971 - ISBN: 3-442-23.234-1

Goldmann SCIENCE FICTION Band 0234

ebook 2003 by BOOKZ 'R' US

**Dieses Ebook ist nicht zum Verkauf bestimmt!**

Goldmann SCIENCE FICTION Band 0234

G. C. Edmondson • Wann erobern wir die Welt?

Von G. C. Edmondson

ist außerdem im Wilhelm Goldmann Verlag erschienen:

Kleines Schiff im Strom der Zeit. (0210)

G. C. EDMONDSON

# Wann erobern wir die Welt?

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

CHAPAYECA

Science Fiction-Roman

WILHELM GOLDMANN VERLAG

MÜNCHEN

Made in Germany • I • 1110

(c) 1971 by G. C. Edmondson. Ins Deutsche übertragen von Tony Westermayr.

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Jeder Nachdruck bedarf der Genehmigung des Verlages. Umschlag: F. Jürgen

Rogner. Satz und Druck: Presse-Druck Augsburg. SF 0234 • AP/ho

ISBN 3-442-23.234-1

## **Inhalt**

Kapitel 1	5
Kapitel 2	16
Kapitel 3	34
Kapitel 4	54
Kapitel 5	75
Kapitel 6	97
Kapitel 7	121
Kapitel 8	147
Kapitel 9	168
Kapitel 10	188
Kapitel 11	206
Kapitel 12	225

# 1

Taber zog sich aus und setzte sich auf den Tisch, wobei er sich fragte, ob er der Klimaanlage wieder eine Erkältung zu verdanken haben würde. Aber der Arzt war ungewohnt schnell zur Stelle.

»Ah, Nash, mein Junge! Den Kopf drehen und husten. Hmmm. Nicht schlecht, wenn man bedenkt, daß es erst ein Jahr her ist.«

»Meine Augen«, sagte Taber. »Diese Trübungen -«

»Die vergehen wieder.«

»Bei den Blutgerinnseln war es so, aber jetzt schwimmt etwas anderes herum.«

»Welche Farbe?«

»Blau.«

»Die Iris!« sagte der Arzt triumphierend. »Sie wird alt und hart. Es sind ein paar Schüppchen abgesplittert.«

»Und was mache ich, wenn ein Vogel vorbeifliegt?«

»Sich ducken«, sagte der Arzt heiter. »Eines Tages könnte es wirklich einer sein Knie übereinanderschlagen.«

Nach Blicken in Ohren, Nase und Hals ertrug Taber einen bohrenden Finger und zog seine Hose wieder an. Die Schwester maß seinen Blutdruck und gab heimlich Zeichen.

»Blutzucker hat sich gebessert«, sagte der Arzt mit seiner aufreizenden Fröhlichkeit. »Nehmen Sie nur regelmäßig Ihr Insulin.«

»Was die Schmerzen angeht«, begann Taber.

»Ein gebrochenes Rückgrat heilt nicht über Nacht.«

Taber hätte am liebsten erwidert, es sei eine arg lange Nacht.

An der Bushaltestelle fragte er sich, ob der fröhliche Arzt schon einmal vierundzwanzig Stunden hintereinander Schmerzen hatte erdulden müssen. Er bestieg den Bus mit kaum auffälliger Ungeschicklichkeit. Er sah so normal aus. An warmen Tagen hinkte er nicht einmal. Wenn er einen Arm oder ein Bein verloren hätte, würden die Leute vielleicht nicht... *Vielleicht wäre ich noch verheiratet.*

Das Mädchen im Konsulat war jung und hübsch. Sie begrüßte ihn herzlich auf Spanisch. *Sollte ich sie etwa kennen?* Vielleicht... Sie trat zurück vom Schalter, und man sah ihre dicken, unförmig aufgeschwemmten Beine. Er füllte den Antrag aus.

Das Mädchen überflog das Formular.

»Nash Taber?«

Er legte Geburtsurkunde und Entlassungsbescheinigungen vor.

Ihr Lächeln hatte einen Anflug von Bosheit.

»Ich habe Sie mit einem Ignacio Tavares verwechselt.«

»Ich sein beide Person«, sagte Taber, absichtlich radebrechend.

»*Momentito*«, sagte sie nervös und verschwand. Ein älterer Mann kam lächelnd heraus.

»*Nacho! Otra vez con tus indios?*«

Taber lächelte schwach.

»Wird Zeit, daß ich etwas mache.«

Der Konsul unterschrieb und stempelte Papiere.

»*La exportación del auto* ist am Hafen möglich.«

»Ich habe diesmal keinen Wagen.«

»Sie fahren nicht mehr?«

Taber schüttelte den Kopf.

»*Comprendo perfectamente*. Jedenfalls glückliche Reise.« Sie tauschten einen Händedruck, und Taber ging mit der Überzeugung, daß der wohlmeinende Konsul gar nichts verstand. Draußen verschlimmerte rauher Wind die Schmerzen. Er fuhr mit dem Bus zurück zum Campus.

An den Nachmittagen nahmen die Schmerzen immer zu. Er gab sich Mühe, nicht zu zittern, als er ausstieg. Der Wind war stärker geworden. Es würde eine schlimme Nacht werden.

Als er den Platz zur Hälfte überquert hatte, sah er eine dicke Frau Ende Fünfzig. *Schau in die andere Richtung*, befahl er ihr stumm. *Es tut mir leid, und dir auch, aber wir bringen einander nur in Verlegenheit*. Er sah ihr gerötetes Gesicht, dessen Aussehen sich durch die verschmierte Schminke noch verschlimmerte. Es hatte schon Gerede gegeben. Jetzt sah man die Frau des Vorsitzenden vom Stipendienausschuß auch noch betrunken in der Öffentlichkeit.

»Sie«, sagte sie. »Sieben Tote, und Sie leben. Warum?«

Taber nahm sich zusammen, während der Schmerz durch sein Bein zuckte. Einen Augenblick danach war der Schmerz erträglich.

»Vielleicht, weil ich auf meiner eigenen Fahrbahn war, als Ihr Suffkopp über die Mittellinie geflogen kam«, sagte er mit zusammengebissten Zähnen. »Und wer hat Ihnen gesagt, daß ich lebe?« Er malte mit den Zähnen und stakte davon. Es störte ihn, daß er diese Ausbrüche nicht unterdrücken konnte.

Keuchend vor Schmerzen erreichte er sein Zimmer, schluckte drei Tabletten und trank ein Glas Gin. Bevor er sich auf das schmale Sperrholzbett niederließ, stellte er den Wecker. Er spannte seine Muskeln gegen das Zucken und Reißen an und starrte an die Decke.

»Beelzebub, wenn es dich nur gäbe, wüßtest du, daß ich zu einem Geschäft bereit wäre«, sagte er.

Tabers Weltanschauung war im Kreis verlaufen und zum Ausgangspunkt zurückgekehrt; nun fand er mehr Trost



darin, die Höchste Gleichgültigkeit dafür zu verfluchen, daß sie nicht einen praktischeren Körper geschaffen hatte.

»Egozentriker mit der Morale eines Gebrauchtwagenhändlers!« fauchte er.

Mit der Zeit ließ der Schmerz nach. An der Tür wurde gekratzt. »Verdammt nochmal!« Seine Wirtin war eine gutherzige Seele in einem aufgedunsenen Körper, aber ihren Klagen fühlte er sich jetzt nicht gewachsen. Er knipste das Licht aus, dann fiel ihm ein, daß das nichts nützte. Resigniert öffnete er. Ein hochgewachsener Mann drängte herein.

»*Uh-bua, bamséka*«, sagte er und schloß hastig die Tür. Taber machte Licht.

»Lico!« Er starrte den Indianer erstaunt an. Lico war hochgewachsen. Er trug das Haar kurzgeschoren. Jetzt war er barfuß und hatte eine verwaschene Leinenhose an. Der sonst so ruhige Mann wirkte gehetzt.

Lico vergewisserte sich, daß die Tür abgeschlossen war, dann setzte er sich auf den einzigen Stuhl. Taber blieb unentschlossen stehen.

»Hast du Hunger?« fragte er schließlich.

Lico zögerte, dann siegte der Hunger über die guten Manieren.

»Es sind zwei Tage, daß ich nicht gegessen habe.«

Taber fand das Mehl. Der Indianer goß Kaffee ein und setzte sich wieder. Nach dem ersten Schluck atmete er auf.

»Seltsame Gesetze habt ihr.«

Taber seufzte und walkte den Teig. Wie lange würde es dauern, bis man den Flüchtigen aufspürte? Der Gefängnisaufseher war ein anständiger und humaner Mann und kannte sich mit betrunkenen Indianern aus, aber er hatte seinen Beruf. Jetzt würde Lico noch zwei Wochen auf dem Müllauto bekommen.

»Ihr bringt Präsidenten um, wie die Mexikaner, und trotzdem regt ihr euch über Kleinigkeiten so auf.«

Taber teilte den Teig in golfballgroße Klumpen. Mit einem Stück Besenstiel rollte er einen der Klumpen papierdünn aus, als die Außentür aufging. Schritte polterten unnötig laut.

Lico verschwand im Badezimmer. Taber öffnete die Tür und stand mit mehlverschmierten Händen da, die er abzuwischen versuchte. Frank Hernández war zur Abwechslung einmal in Uniform. Sie begrüßten einander mit traurigem Lächeln. Der Gefängnisaufseher sah die zweite Tasse und warf einen Blick auf die Badezimmertür. Taber beschäftigte sich damit, Tortillas auszurollen.

»Hoffentlich finde ich ihn nicht hier«, sagte der Gefängnisaufseher in lautem Spanisch. »Die Pflicht würde mich zwingen, ihn mitzunehmen, und diesmal wären es nicht bloß zwei Wochen auf dem Müllauto.«

»Wie kommen Sie darauf, daß er hier sein könnte?«

»Mein Junge«, sagte Hernández, »ich kenne Sie seit zehn Jahren. Ich würde vielleicht so weit gehen zu sagen, daß ich Sie leiden konnte. Wichtiger noch, viele Indianer mögen

Sie. Sie haben hier und dort etwas für sie getan. Zur Ehre der Menschheit und Gottes können manche Rassen Dankbarkeit empfinden.«

Taber betrachtete den älteren Mann verwundert.

»Sie haben sich für diese Leute eingesetzt, obwohl es bequemer für Sie gewesen wäre, den Mund zu halten.«

Taber dachte schuldbewußt an die hübsche, kleine Laufbahn, die er sich mit der Aufzeichnung der Yaqui-Bräuche aufgebaut hatte, und zuckte die Achseln.

»Aber diesmal kommt der Druck von der Bundespolizei.«

»Mein Gott!« entfuhr es Taber. »Was hat er gemacht?«

»Nichts. Dieser Idiot vom FBI schleicht in meinem Gefängnis herum und will wissen, wie es kommt, daß meine Indianer nicht Bürger oder Einwanderer oder dergleichen sind.«

»Sind sie es nicht?«

Hernández sah ihn mitleidig an.

»Sie wissen, was in der Revolution geschehen ist. Natürlich sind sie illegal hier. Die halbe Stadt ist es. Ich möchte wissen, auf welche Weise ein Idiot mit dem Namen Kramerhaus seine Großeltern eingeschleust hat. Jedenfalls hat er die Hälfte der Leute aus dem Gefängnis mitgenommen. Vor der Grenze platzte ein Busreifen. Als der Staub sich legte, fehlten ein paar, und jetzt läuft die bundesweite Fahndung. Der Teufel soll den Kerl holen!« Der alte Mann wischte sich Zorntränen ab und öffnete die Tür. »Ich muß noch sechs Häuser besuchen. Wenn sie nicht vorher erschossen werden, bekommen sie

mindestens zwei Jahre und werden dann ausgewiesen. Und die zwei Jahre« – er warf Taber einen scharfen Blick zu –, »gelten für jeden, der Hilfestellung leistet. Gute Nacht, Nacho.« Er schloß die Tür.

»*Kábe amatóca*«, rief Taber ins Bad.

»Hier ist auch jemand.« Lico kam herein.

»Was willst du tun?« fragte Taber.

Der Indianer lächelte.

»Zuerst esse ich.« Er aß mit großem Hunger, bis er bei den Bohnen war, die immer den Schluß bilden. »Was haben Sie damit gemacht?« sagte er hustend.

»Soda.«

»*Bicarbonato – por qué?*«

Taber mochte es auch nicht, aber Soda nahm dem Essen die Explosivwirkung. Wenn er Darmblähungen bekam, war der Schmerz unerträglich. Die Wirkung der Tabletten ließ nach, und er machte sich auf den elektrischen Schlag in seinem Fuß gefaßt. Fahndung hin, Fahndung her, Taber konnte einen alten Freund nicht im Stich lassen. Aber gab es vielleicht einen Weg, daraus Vorteil zu schlagen?

»Was willst du tun?« wiederholte er.

Lico rülpste.

»Es ist Zeit, in guten Straßen zu gehen.«

Gute Straßen. Ein paar hundert Meilen südlich der Grenze waren acht Städte. Man hatte sie isoliert, und das Leben

dort wurde so fremdartig wie auf einem anderen Planeten. Die Autostraße hatte das wieder geändert. Jetzt waren hier Soldaten stationiert. – Verstand der Indianer, was ein Haftbefehl der Bundespolizei bedeutete?

»In den acht Pueblos wirst du keinen Frieden haben«, sagte Taber.

Der Indianer lächelte.

Taber suchte nach einem Vergleich.

»Der Mann, der Sonora beinahe von den *Yorim* befreite – wie wurde Trink-nicht-Wasser gefaßt?«

Lico wurde nüchtern.

»Und wie wurde Unser Herr gefangengenommen?«

Der Indianer schwieg.

»Du glaubst, daß dich keiner gegen eine Belohnung verrät?«  
Taber wartete und gab sich Mühe, keine Besorgnis zu zeigen.

Der Indianer seufzte.

»Vielleicht gehe ich nicht zu den *wohnàiki pweplum*«, murmelte er.

»In eine *Yori*-Stadt?« fragte Taber beiläufig.

»Ich mag die Mexikaner nicht so, daß< ich bei ihnen leben würde.«

Taber goß Kaffee ein und wartete.

»Es gibt noch ein *pweplum*«, sagte der Indianer schließlich.

Taber hielt den Atem an. Seit Jahren ging er dem Gerücht nach, daß es irgendwo in den Sierras noch einen Schlupfwinkel gäbe, eine Stadt, die die Indianer nach dem letzten Friedensschluß und der Amnestie errichtet hätten.

»Nimmst du mich mit?«

Lico zögerte.

»Wenn ich dir helfe, kann ich nicht mehr zurück.« Insgeheim entsetzte Taber sich davor, daß das Gerücht Wahrheit werden könnte, und wenn bei der Expedition etwas schiefging...

»Ich würde Sie mitnehmen, aber...« Lico schwieg verlegen. »Ich weiß nicht, wie willkommen ich bin. Und einen Fremden mitzubringen -«

Ein Geräusch. Der Türkopf begann sich zu drehen. Lico huschte lautlos in die Ecke. Taber versteckte das Geschirr, als die Tür aufgebrochen wurde.

»Im Namen der -« schrie der junge Mann mit den rollenden Augen schrill, bevor Licos Riesenfaust nach vorn zuckte. Eine Pistole fiel auf den Boden. Taber riß die Augen auf, als der Indianer sie aufhob. Lico schloß die Tür.

»Ich kenne dieses *cabron*«, sagte er.

Taber atmete endlich wieder. Sehr schön, dachte er. Überfall auf einen FBI-Beamten. Dann erholte er sich plötzlich. *Was habe ich getan?* Lico riß Decken vom Bett.

»Schnell«, sagte der Indianer.

»Ich bin zu behindert. Geh du. Ich kann das erledigen, wenn du mir die Waffe daläßt.«

Lico zögerte.

»Sie bringen ihn um?«

»Nein! Schnell jetzt!« Taber öffnete vorsichtig die Tür. Als er vom Münzapparat zurückkam, war Lico fort.

Frank Hernández kam nicht selbst, aber ein junger Polizist weckte den Eindringling mit Schlägen ins Gesicht.

»Machen Sie eine Anzeige?« fragte er.

Taber fragte sich im stillen, ob alle Bundespolizisten so rücksichtslos vorgingen, und nickte. Der junge Beamte grinste und stieß seinen Gefangenen durch den Flur. Taber bemerkte, daß er zitterte.

2

Der Bezirksdirektor war älter und klug genug, sich zu entschuldigen. Taber hatte gute Lust, auf einer Bestrafung zu bestehen, aber dann hätte er zugeben müssen, daß der alte Frank Hernández schon vorher dagewesen war. Er nahm die Entschuldigung an. Trotzdem argwöhnte er, daß der junge Mann im Rollkragenpullover alles andere als friedfertig war.

Ein kalter Wind strich durch die Cañons dieser Grenzstadt. Taber war erschöpft, und die Schmerzen nahmen zu. Er ging in die Hocke, um sein Gepäck aufzuheben, als eine Stimme sagte: »*Ignacio Tavares?*«

Taber richtete sich zu schnell auf und spürte einen stechenden Schmerz von den Hüften bis zu den Fersen. Der kleine, schwarzhaarige Mann hatte die Hand in der Tasche. Er griff mit der anderen nach Tabers Gepäck. Sie gingen an Bars vorbei, wo *Mariachi* in hautengen Hosen sich mit Huren unterhielten. Sie erreichten die *Commandancia. de policía*, aber der kleine Mann ging nicht hinein. Hatte er etwas in der Tasche? Es spielte keine Rolle. Taber konnte sich weder wehren noch davonlaufen.

Sie kamen an Eseln vorbei, die mit pflanzenhafter Geduld herumstanden und sich von uralten Kameras aufnehmen ließen. Der Fremde winkte Taber plötzlich zu einer schmalen Öffnung unter einem *Cuartos de renta*-Schild. Er klopfte an einer Tür.



»*Quien?*« brummte eine Stimme.

»*Chicho.*«

Die Tür ging auf. Es war Lico. Taber fühlte sich schwindlig. Er wankte über den Lehm Boden zu einem Feldbett.

Er befand sich auf der Pritsche eines Lastwagens, der ruckartig und endlos immer wieder hinauf- und heruntergeschaltet wurde. Schließlich rollte er mit einer gleichbleibenden Geschwindigkeit von siebzig Stundenkilometern dahin. Es schien Taber, als ob der Große Wagen schwanke und zittere im quadratischen Himmelsausschnitt, den er vom Auto aus hatte.

Als junger Mann war er mit seiner hohen Begabung durchgekommen und hatte sich nicht auf interne Machtkämpfe einzustellen brauchen. Aber er war nicht mehr jung. Mit neununddreißig Jahren sollte man sich einer Verwaltungsarbeit zuwenden, doch er befand sich statt dessen wieder auf einer Studienfahrt. Und er mußte zusehen, daß er etwas Welterschütterndes fand, denn ein nächstesmal würde es nicht geben.

Tabers Universität verlangte nicht mehr Veröffentlichungen als andere, wenn man als Akademiker bestehen wollte, aber in der letzten Zeit hatte er wirklich nicht viel hervorgebracht. War das letzte Stipendium maskierte Wohltätigkeit gewesen? Oder ein Ablenkungsmanöver, während man Beförderungen verteilte?

Er wurde plötzlich wach. Männer stocherten in der Fracht herum. Ein Lichtstrahl blendete ihn.

»Und wer sind Sie?« fragte der Zollbeamte.

»*Soy turista norteamericano.*«

»Hör doch auf mit dem Quatsch!« Der Zollinspektor holte schon mit dem Stiefel aus, als Taber unter der Decke heraus mit einem Zeigefinger zielte. Der Zollmensch beschloß, es nicht zu riskieren. »Witzbolde«, knurrte er. »Ich erwische immer die Witzbolde!«

Stunden später verließ der Lastwagen wieder die Hauptstraße und holperte durch die Rohrkolben und Carrizos der Deltalandschaft. So heiß, wie es hier war, konnte es nur am Rio Yaqui sein. Endlich hielt der Lastwagen.

Lico und Chicho begrüßten ein paar Männer. Plötzliche Stille, als die Indianer seine weiße *Yori*-Haut sahen. Die Stille dehnte sich. Ein zahnloser alter Mann kniff die Augen zusammen und grinste schließlich.

»*Don Ignacio!* Sie haben sich an uns erinnert.«

»*Liós emchianabu*«, grüßte Taber. Er folgte ihnen zu einer Bank ohne Rückenlehne unter der *Ramada* und ertrug schwitzend die lange, formelle Begrüßung.

»Wie lange werden Sie bleiben?« fragte der alte Mann.

»Bis zur Zeit des Wassers«, schätzte Taber. Warum so viele Fragen? Begriffen sie nicht, daß er nicht so gut Yaqui sprach?

Langsam wurde Taber klar, daß die Dorfältesten wissen wollten, ob er es ernst damit meine, ihre Sitten und Bräuche kennenlernen zu wollen. Aber er war müde, und die Kehlkopflaute der Yaqui, der Übergang von Einzel- zu Doppelvokalen, verwirrte ihn.

Lico und sein Compadre entschuldigten sich. Taber sah, daß sie seine Sachen zu einem Haus neben dem Lastwagen trugen. Die Ältesten waren offenbar zufrieden, denn die Befragung wurde eingestellt. Er schlenderte zum Rand der *Plaza* und spürte wieder den körperlichen Druck der Sonne.

Unter der *Ramada* saßen Männer in ernsthafter Unterhaltung. Einer schaute zu ihm hinüber und wandte den Blick sofort ab. Taber betrachtete die andere Seite der *Plaza mayor*, wo mexikanische Soldaten unter einer fast identischen *Ramada* herumlungerten. Einer hob den Kopf, sah Taber und brachte soviel Energie auf hineinzueilen. Taber fragte sich, ob Besucher noch immer so selten waren.

An der Yaqui-*Ramada* marschierte ein älterer Mann mit einer Rindlederpeitsche um die Hüften an der Spitze eines Trupps quer über die Plaza zu einer provisorischen *Ramada*, die man neben der Backsteinkirche errichtet hatte. Dort öffneten sie ihre Bündel und legten sich hin, denn es war verboten, in einer anderen Stellung die Masken anzulegen.

Ein Mann kam aus der entgegengesetzten Richtung und spähte auffällig umher. Er trug eine Woldecke, gefaltet und zusammengesteckt wie einen Mantel. Als er näher kam, sah Taber die *Chapayeca-Maske*: langohrig, kurze Hörner und eine lange, scharfe Nase. Er rückte näher, und Taber sah den

Riemen aus ungegerbtem Leder von seinem Hals in die Maske hinaufreichen. An seinem Ende würde im Mund des Mannes ein Holzkreuz sein, das ihn daran erinnerte, zu schweigen und für das Sakrileg, das er begehen würde, Vergebung zu erflehen. Die Masken erinnerten an unbewußte Schrecknisse, und diese hier war besonders unheimlich.

Taber war umringt. Kinder standen stumm da und betrachteten seine fremdländische *Yori*-Hautfarbe. *Gott sei Dank, daß sie nicht betteln*. Ein Clown näherte sich, er trug Rasseln an den Beinen und Glöckchen am Gürtel. Aus seiner Maske sah grobes weißes Haar hervor. Er bot Taber nach dem Ritual ein Glas Wasser und eine selbstgerollte Zigarette an. Taber akzeptierte, und der *Pascola* begann sofort eine Geschichte zu erzählen. Die Kinder lauschten gebannt.

Die Sonne ging unter. Menschen eilten durcheinander. Dies war die Fastenzeit, das größte Ereignis im Kalender der Yaqui, und er hatte schon eine Woche davon versäumt. Taber glaubte aber nicht, daß ihm viel entgangen war. Er hatte alle Einzelheiten der Kleidung und der feierlichen Masken in seinen Manuskripten festgehalten und an die Universitäts-Druckerei weitergegeben. Er schlenderte an den *Chapayeca*-Baracken vorbei, als jemand rief: »*Don Ignacio!*«

Er konnte sich an den jungen Mann nicht erinnern. *Wahrscheinlich war er noch ein Kind, als ich das letztemal hier war.* – *Chapayecas* und *Fariseos* lungerten um eine Kaffeekanne, die Masken hatten sie zur Seite gedreht. Während sie fortfuhr, über Neuigkeiten zu sprechen, die schon Monate alt waren, fühlte Taber, wie er in ihre zeitlose

Traumwelt hineinglitt. Aber was sollte er tun? Diese Reise mußte Ergebnisse bringen.

Schlupfwinkel? östlich von hier, nahm er an. Jede andere Richtung war zu gut erforscht. Irgendwo hoch in den Bergen, ein verstecktes Tal. Boden für Mais und Kürbis. Weiden für Kühe und Pferde. Es mußte auch Wasser geben.

Er blickte von seinem Kaffee auf direkt in eine Maske. Die Nase des Trägers ragte surrealistisch neben dem linken Ohr der Maske heraus, als dieser ihm das Profil zeigte. Der Mann war dreißig Jahre alt – oder zwanzig. Bei Indianern wußte Taber das nie. Irgend etwas war anders an diesem Mann. Schließlich fiel ihm ein, daß das der einzige Tänzer gewesen war, der beim Hinsetzen nicht zum Gruß gelächelt hatte. Auch die Maske sah anders aus. Ihre erschreckende Wirkung veranlaßte Taber, sich zu fragen, welcher Archetyp das sein mochte: *Hat mich etwas von dieser Art geängstigt, als ich klein war?* Es war dieselbe Maske, die er die *Plaza mayor* hatte überqueren sehen.

Das Gesicht, die Hörner, die lange, spitze Nase gehörten einem kinderraubenden Geist, welchen die Jesuiten vor langer Zeit schon in die christliche Dämonenlehre eingefügt hatten. An dieser Maske war nichts grundlegend anderes, und trotzdem beunruhigte sie Taber schon ohne das zornige Gesicht dahinter. Immer noch tat sie so, als sei er nicht anwesend.

Es wurde plötzlich still. Taber sah polierte Stiefel über einer Khika-Reithose. Er sah auf zu einem Hemd mit den drei Balken eines *Capitán primero*. Das Gesicht unter der

Mütze war mexikanisch und hatte einen breiten, militärischen Schnurrbart. Es verriet leicht übertriebenes Staunen, das gespielt war.

»Aber dieser *Chapayeca* ist kein Indianer!«

Die Indianer schienen nicht beunruhigt zu sein, Taber jedoch beobachtete aus den Augenwinkeln den Mann mit der ausgefallenen Maske. Die Sehnen an seinem Hals traten dick hervor. Taber versuchte zu schnell aufzustehen. Einen Augenblick später, als der Schmerz nachließ, raffte er sich mühsam hoch.

»Nash Taber *a sus ordenes*«, sagte er.

Der Hauptmann ließ sich zerstreut Kaffee geben.

»Nech Teiver...« Er kaute an dem Namen herum, und plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. »Natch Tahber! Sie schrieben über – ein großes Vergnügen, Sie kennenzulernen, Sir«, sagte der Hauptmann mit Nachdruck. »Als ich zum Rio Yaqui versetzt wurde, kam mir Ihr Buch sehr zu Hilfe.« Der Hauptmann machte vage Sitzbewegungen, und wie durch ein Wunder erschienen zwei Stühle mit Rückenlehnen.

»- fruchtbarste Land in Sonora«, sagte der Hauptmann.  
»Wirklich zauberhaft.«

Sein Akzent verriet seine Herkunft aus Mexico City – wo es ganz gewaltig kühler war.

»Das Wetter hier ist Ihnen wirklich angenehm?« fragte Taber.

Der Hauptmann sah ihn scharf an, lachte und sprach weiter.

»- lange und schwierige Beziehung zwischen unseren Völkern.«

Taber nahm an, daß er die Yaqui meinte, und nicht die Amerikaner.

»- Grausamkeit und Mangel an Vertrauen auf beiden Seiten.«

Aus den Augenwinkeln beobachtete Taber die gleichmütig wirkenden Indianer. Der Mann mit der seltsamen Maske zeichnete für den Mann, mit dem er sich unterhielt, etwas in den Boden.

»- sehr wünschenswert, die Unruhe im Distrikt zu dämpfen.«

Zwischen den langatmigen Freundlichkeiten versuchte der Hauptmann, ihm etwas zu sagen. Er war liebenswürdig, aber argwöhnisch. Taber sagte sich, daß er eigentlich im *Cuartel* hätte vorsprechen und sich melden müssen.

»- unglückliche Vergangenheit vergessen und für unser gemeinsames Schicksal zusammenarbeiten.«

Hinter der wortreichen Suada fiel Taber auf, daß sich in den grünen Augen des Hauptmanns nichts veränderte. *Verdacht? Er weiß, wer ich bin. FBI?* Man brauchte kein großer Detektiv zu sein, um zu wissen, wohin Taber wollte. *Nicht Verdacht.* Dieser Hauptmann *will* etwas.

Abrupt stand der Hauptmann auf und drückte ihm die Hand.

»Wenn Sie morgen früh nichts vorhaben, kommen Sie auf einen Kaffee ins *Cuartel*.« Er salutierte halb und schritt davon. Seine polierten Stiefel glänzten im Widerschein des Feuers. Der Stuhl mit der geraden Lehne war bequem, aber auf irgendeine Weise stellte er ihn mit dem *Yori*-Hauptmann auf eine Stufe. Er stand unter Schmerzen auf. Die Männer am Feuer machten ihm Platz. Zuviel Platz.

»Muß ich da hingehen?« Keine Antwort. *Der Teufel sollte den Hauptmann holen!* Vorhin waren sie noch zugänglich gewesen. Er blieb sitzen und versuchte noch etwas zu retten. Schließlich verabschiedete er sich für die Nacht.

Er lag fast die ganze Nacht wach, zuckend und verkrampft. Blähendes Essen war schlecht. Die Sache, über die er nie sprach, war manchmal noch schlimmer. Der Unfall hatte in seinem Rückgrat etwas umgestülpt, und jeder Orgasmus war so schmerzhaft, daß er mit der Zeit keusch, aber auch mit jedem Monat der Abstinenz mürrischer geworden war. Er lag angespannt da und widerstand dem Bedürfnis, seine Blase zu entleeren, während das zunehmende Licht das geflochtene Dach erfaßte. Eine Frau erschien und vollführte die übliche Yaqui-Verbeugung, ein leichtes Senken des Kopfes und Heben des rechten Fußes vor dem >Mutter<-Kreuz, dann begann sie die Scheite auf einem lehmverkrusteten Sockel aus Carrizo-Rohr umzuwenden. Sie kochte Kaffee, und ein halbwüchsiges Mädchen buk Tortillas.



Lico und sein *Compadre* traten gähnend aus dem Haus und urinieren. Auf dem Rückweg entdeckten sie Taber. Narcisos kantiges Gesicht wirkte verletzt.

»Warum sind Sie nicht hereingekommen? Wir hatten ein Bett hergerichtet.«

»Der Boden ist gerade richtig. Ich muß auf harten Flächen schlafen.« Er begann mit dem langsamen, schmerzhaften Prozeß des Aufstehens. Sie ergriffen seine Arme und stellten Taber auf die Beine.

*Wacos poponi* ist gekochte Rinderbrust, zerzupft, getrocknet, knackig gebacken, im letzten Augenblick mit Rührei vermischt. Das Mädchen lieferte metergroße Tortillas. Taber nagte an den scharfen *Güeritos*, die die anderen in großen Mengen verschlangen. Schließlich schlürfte er Kaffee mit braunem Zucker und lehnte sich zurück. Bevor er es unterdrücken konnte, unterstrich ' ein gewaltiges, dröhnendes Rülpsen seine Sättigung. Die mondgesichtige Frau und die Tochter strahlten. Narciso und Lico zündeten sich Zigaretten an.

»Lico«, sagte Taber, »was sollen wir tun?«

Der Indianer lächelte breit.

»Gehen wir nicht in den guten Straßen?«

»Wollen Sie so schnell fort?« fragte Chicho. »In Rio Yaqui fühlen Sie sich nicht wohl?«

»Doch, aber seit Jahren höre ich von einem Ort -«

Lico runzelte die Stirn. *Verdammt, wieder verpfuscht!*

In die kühle Morgenstille drang das ferne Surren eines Motors, der über die holperigen Wege des Deltas fegte. Minuten vergingen, bis ein staubiger Jeep mit quietschenden Reifen vor dem mexikanischen *Cuartel* hielt. Taber fing einen sorgenvollen Blick zwischen Lico und seinem *Compadre* auf.

Der Jeep wendete, so daß der Staub aufwirbelte, und fegte davon. Bevor Taber zu sich kam, stand ein Soldat am Tor.

»Hauptmann möchte den Amerikaner sprechen«, sagte er in nasalem Südspanisch.

Lico und Narciso spannten sich an. Als Taber mühsam aufstand, fiel ihnen ein, daß er weder kämpfen noch flüchten konnte.

»Ich komme zurück«, sagte er und hoffte, daß das der Wahrheit entsprach.

Mit dem Jeep ging es schwer. Taber ließ sich von der Dachstütze herunter. Der Soldat ließ ungeduldig den Motor aufheulen.

»Aufhören«, sagte Taber scharf, und der Mann reagierte automatisch auf die Stimme der Autorität. »Und jetzt ganz langsam fahren«, sagte Taber, als er saß. Während sie langsam über die Plaza rollten, versuchte er zu erraten, was das FBI unternommen hatte, um ihm das Leben schwer zu machen.

Das Lehmziegelhaus war von militärischer Strenge, trug dem Yaqui-Klima aber dadurch Rechnung, daß die Mauern einen halben Meter unterhalb des Daches aufhörten. Im Büro, wo der Hauptmann und ein älterer Mann mit Majorssternen

sich unterhielten, war es schon heiß. Der Hauptmann blieb sitzen, als Taber hereinkam.

»Gut geschlafen?«

»Ich atme noch«, sagte Taber.

Eine Ordonnanz brachte kochendes Wasser und *Café instantáneo*. Der Hauptmann wies mit dem Kopf auf den Major.

»Mein Freund und Chef«, sagte er. Taber und der Major gaben sich die Hand. Beide nannten mit den rituellen Phrasen unvergänglicher Treue und Dienstbereitschaft ihre Namen.

Der Major sah Taber nachdenklich an.

»Die Amerikaner sind bekannt für ihre direkte Art«, meinte er.

»Das spart Zeit«, erwiderte Taber.

»Ja, Zeit. Was machen Sie mit der ganzen Zeit, die Sie sparen?«

»Wir zählen jede Sekunde, und wenn zwei Wochen zusammenkommen, machen wir Urlaub.«

Der Major zog die Brauen zusammen.

»Nun gut, ich will ganz unmexikanisch sein. Sie stehen unter Verdacht. Kaffee?«

»Danke, ich habe eben gefrühstückt. Was wird mir vorgeworfen?«

»Ich nehme an, soziale Zersetzung wird genügen.«

»Sehr passendes Gesetz. Deckt alles ab, was einem nicht paßt.«

»In diesem Fall betrifft es Unruhe in Rio Yaqui.«

»Ganz große Neuigkeit! Unruhe herrscht in Rio Yaqui seit Anno Domini 800. Wir minderen Arten sind erst seit 1533 darin verwickelt.«

»Ah, ja«, sagte der Major. »Als Cortez die Lage in Mexiko unter Kontrolle hatte, blickten die *Conquistadores* nach Nordwesten, um neue Welten zu erobern. Was geschah dann?«

Warum prüfte ihn der Major?

»In der Nähe dieses Flusses zog ein Indianer einen Strich, küßte den heiligen Boden und forderte die Kastilianer auf, sich zurückzuziehen. Guzmán feuerte seine Kanone ab. Später fragte er sich, ob er nicht voreilig gewesen war.«

Der Major hörte ausdruckslos zu.

»Siebzig Jahre später versuchte es Martínez de Hurdaide mit vierzig Musketen und viertausend Tehuecos. Er kam nach Hause mit neun Musketen, zwanzig Mann und fünf Wunden. Aber die Yaqui waren auch erschreckt worden. Wie konnten *sie* zu Schießpulver und Stahl gelangen? 1617 tauchten Yaqui in Mexico City auf.

>Ihr könnt Priester schicken<, sagten sie, >aber keine Soldaten.<

Die Jesuiten brachten das Kreuz. Sie brachten Eisen, Pferde, Viehzucht. Und sie halfen den Yaqui, die spanischen Soldaten

fernzuhalten. Hundertfünfzig Jahre danach erklärte ein Papst die Jesuiten für ungesetzlich. Zwei Jahrhunderte lang haben die Yaqui keine formelle Berührung mit der Kirche gehabt. Es ist kein Wunder, daß sich in ihre Rituale interessante Häresien eingeschlichen haben.

Yaqui heißt übrigens *Volk*. Meine Rasse und die Ihrige werden in einen Topf geworfen. *Yorim* – nicht-ganz-menschlich. Wer den systematischen Völkermord über dreißig Jahre des Diaz-Regimes hinweg betrachtet, wird ihre Ansichten über das relative Mensch-Sein verstehen – vor allem deshalb, weil sich beim Landraub schöne alte mexikanische Namen wie Richardson oder Johnson hervorgetan haben.«

Der Major machte Hmpf.

»Sie ziehen Armut und Unwissenheit der Wilden unserer zugegeben unvollkommenen Zivilisation vor?«

»Sie sind keine Wilden«, sagte Taber. »Nach einer hundertfünfzig Jahre langen Beeinflussung durch die Jesuiten ist diese Kultur im Grunde der militanten Kirche des Spaniens im sechzehnten Jahrhundert gleichzusetzen. *Sie* sind die wahren Christen. *Ihr* seid die Degenerierten und Häretiker.«

»Eine interessante Religion, das zeigen die Obszönitäten auf ihren Kirchenmauern«, sagte der Major.

Taber lächelte säuerlich.

»Die haben mexikanische Soldaten hinterlassen. Sie bleiben stehen, damit ihre Kinder lernen können, euch zu lieben.«

»Vorbereitung auf den Heiligen Krieg?«

»Sie glorifizieren den Krieg nicht. Sie verteidigen nur das heilige Land. Im Nahen Osten ist die Situation ähnlich. Dort kämpft ein ganz besonders halsstarriges Volk seit zwei Jahrtausenden mit allen Mitteln um ein kleines Stück von Palästina.« Taber bemerkte, daß er hin- und herging, wie in seinen jüngeren Jahren, als ihm das Lehren noch bedeutungsvoll erschienen war. »Entschuldigen Sie meine Pedanterie«, sagte er. »Der Hauptmann hat meine Bücher gelesen und weiß bereits, wo ich stehe.«

»*Perfectamente*«, sagte der Hauptmann. »Es gibt ein vergleichbares Problem bei den Seminolen, aber niemand nimmt es ernst. Aber hier findet eine Nation mit unendlich geringeren Ressourcen innerhalb ihrer eigenen Grenzen eine zweite Nation, die sie wiederholt besiegt hat.«

*Was hatte das alles damit zu tun, daß ein FBI-Mann niedergeschlagen worden war?*

»Halten Sie unsere jetzige Politik für ungerecht?«

»Nicht mehr als die Indianer-Politik irgendeines Landes«, sagte Taber. »Die Yaqui wollen ihr ganzes Land wiederhaben, aber wahrscheinlich wissen sie, daß jede Regierung, die versuchen würde, es ihnen zurückzugeben, sich keine Woche halten könnte. Und ich bin überzeugt davon, daß die meisten glauben, sie werden einmal Wasser von den Staudämmen bekommen, die Sie bauen. Ihr Mexikaner habt ein so vernünftiges Gleichgewicht zwischen Humanität und Realpolitik erreicht, wie man nur erwarten konnte.«

»Warum arbeiten Sie dann gegen uns?«

»Ich?« Taber war halb betäubt. »Was habe ich getan?«

Der Major lächelte mit schmalen Lippen.

»Ich glaube, daß Sie wirklich Nash Taber sind. Was sind Sie noch? Für wen arbeiten Sie?«

»Für die Universität.«

»Und die Universität?«

Taber begriff plötzlich.

»Ach, Menschenskind!« stieß er hervor. »Wenn ich von der CIA wäre, hätte ich auf jeden Fall mehr Geld und eine bessere Ausrüstung.«

»Es gibt Unruhen. Plötzlich tauchen Sie auf.«

»Du lieber Gott«, sagte Taber. »Sie glauben, wir unterstützen tausend Indianer und verlieren lieber den einzigen Freund, den wir in Lateinamerika noch haben?«

Der Major breitete die Hände aus.

»Nach den Abenteuern der CIA in der Karibik und sonstwo wissen wir nicht, womit wir rechnen müssen.«

Taber setzte sich schwerfällig und bedauerte es sofort.

»Das ist doch Wahnsinn. Jeder Mann über Vierzig in diesem Tal hat gegen Mexikaner gekämpft. Auf Abenteuer auszugehen, ist eine Sache. Eine völlig andere ist es, im eigenen Getreidefeld zu kämpfen, über die Asche des eigenen Hauses und die Leichen der eigenen Kinder hinweg. Die Yaqui würden mich umbringen, wenn ich so etwas vorschläge.«

»Haben Sie es vorgeschlagen?« fragte der Major.

»Ich bin nicht Che Guevara. Ich bin Anthropologe. Stellen Sie fest, ob ich schon jemals gewaltsam Umsturz gepredigt habe.«

Es blieb einen Augenblick still. Schließlich sagte der Major: »Sind Sie zur Zusammenarbeit bereit, wenn wir wirklich keine gegenteiligen Ziele verfolgen?«

»Was wollen Sie?«

»Frieden und Wohlstand. Irgend jemand schürt die Unruhe. Wenn Sie erfahren, wer es ist, informieren Sie uns?«

»Gewiß, wenn Sie mich in Ruhe lassen. Bis Sie gestern abend dahergekommen sind, hatte ich den Fuß in der Tür. Es kann sein, daß man mir überhaupt nicht mehr traut, weil ich so lange mit Ihnen zusammengewesen bin.«

»Einverstanden«, sagte der Major. »Wir müssen einen Weg finden, uns zu verständigen.«

»Inzwischen verlassen Sie Rio Yaqui bitte nicht«, sagte der Hauptmann.

Taber schüttelte ungläubig den Kopf.

»Ich muß selbst herumschnüffeln. Das ist alles, was ein Anthropologe macht. Sie wollen, daß ich auch für Sie spioniere. Und das alles, ohne mich von der Stelle zu rühren. Warum weisen Sie mich nicht einfach aus, damit ich mir die Busfahrkarte für die Heimfahrt sparen kann?«

»Ich möchte lieber genau wissen, wo Sie sind.«



Taber stand blinzeln in der *Plaza mayor*. Er zog den Hut wegen der Sonne in die Stirn und stapfte düster zum Haus zurück.

»Was ist passiert?« fragte Lico.

»Er glaubt, daß wir hier sind, um eine Revolution anzuzetteln.« Als er das sagte, begriff Taber plötzlich, daß es nicht stimmte. Der Hauptmann und sein Vorgesetzter hatten seine Begleiter nicht erwähnt. Lico und Narciso rauchten, während der Jeep in einer Staubwolke verschwand.

»Gibt es hier kein Telefon?« fragte Taber.

Narciso grinste.

»Die Drähte verschwinden dauernd.«

Das Schweigen dehnte sich. Taber wurde klar, daß sie zu höflich waren, um ihn auszufragen. Er atmete tief ein und wiederholte alles, woran er sich erinnerte. Als er fertig war, saßen sie noch immer nachdenklich da und rauchten.

»Übrigens«, meinte er beiläufig, »gibt es für den Verdacht des Hauptmanns denn irgendeinen Anhalt?«

»Ja«, sagte Narciso.

3

Sogar Lico war überrascht. Taber wartete.

»Ich bin *kia pweplum*, nur ein privater Bürger. Ich weiß nicht, was, aber irgend etwas – ja. Ich fühle es.«

Die Sonne stieg höher, und sie zogen in den Schatten des *Guamúchil*-Baumes. Auf der anderen Seite des Innenhofs buk das halbwüchsige Mädchen noch immer Tortillas. Taber hatte den Eindruck, daß sie und ihre Mutter für viele Leute kochten.

»Die Mexikaner haben nicht nach mir gefragt?« erkundigte sich Lico.

»Mit keinem Wort.«

Lico und sein *Compadre* sahen einander an, und Taber hätte sich am liebsten einen Tritt gegeben. Warum hatte er nicht behauptet, der Hauptmann sei dem Indianer ebenso auf den Fersen? Dann fiel es ihm ein. Der Hauptmann hatte Taber verboten, Rio Yaqui zu verlassen.

Lico und sein *Compadre* unterhielten sich über Maultiere. Das Gespräch wurde so esoterisch, daß Taber völlig den Faden verlor. Schließlich begriff er, daß sie ihn bewußt verwirrten, damit sie etwas Privates besprechen konnten.

»Ich laufe mal ein bißchen herum«, sagte er, und ihre Erleichterung war deutlich.

Obwohl er sehnsüchtig in die *Ramada* neben der Kirche blickte, lud ihn niemand ein näher zu treten. Er eilte am mexikanischen *Cuartel* vorbei und verlangsamte den Schritt, als er sich der anderen *Ramada* näherte, wo alte Männer teilnahmslos im Schatten saßen. Taber hinkte hinein und ließ sich vorsichtig auf einer Bank nieder. Er suchte in seinem begrenzten Wortschatz, um eine Rede zu halten.

»Gestern haben mich meine Brüder willkommen geheißen. Jetzt sind ihre Herzen kalt. Die *Yori sontám* glauben, daß ich Unruhe bringe. Sie sagen, sie wollten Frieden. Ich will Frieden. In Rio Yaqui gibt es für mich keinen Frieden. Der *Yori sontáo* fragt mich, wer von Krieg spricht. Er sagt, ich darf Rio Yaqui nicht verlassen. Wenn ich hier nicht leben kann, dann muß ich hier sterben.«

Eine Minute verging. Taber umklammerte den Eckpfosten der *Ramada*. Die Ältesten konnten ihn durchaus beim Wort nehmen und ihn töten.

Narcisos Kinder schrubbten zerquetschte Insekten von der Windschutzscheibe. Taber fiel plötzlich auf, daß der Lastwagen noch immer beladen war. Er fand unter dem *Guamúchil-Baum* einen Stuhl. Lico kam mit einem Krug *Bacanora* aus dem Haus. Taber starrte über die Plaza. Die Hitze erweckte den Eindruck, als bewegten sich die Ältesten, die noch immer unter der *Ramada* saßen. Im *Cuartel* der Mexikaner ertönte eine Trompete. Am Himmel kreiste ein Geier. Die Hitze drang durch den Baum hindurch und trieb Taber wie einen Zeltflock nach unten.

»Zu trinken?« fragte Lico.

Taber bedachte seine zerstörten Pläne. Er griff nach dem Krug.

»Noch einmal«, sagte Lico.

Taber sah zu den regungslosen Ältesten hinüber.

»Warum nicht?«

Lico sagte etwas von Maultieren. Endlich begriff er.

»Nein«, sagte Taber. »Meine Reitertage sind vorüber.«

»Noch einen Schluck.«

Lico trank nicht.

»Vorsprung«, erklärte der Indianer.

Wenn Taber Schnaps ohne Kodein oder Opiate trank, war sein Denken nicht beeinträchtigt – für einige Zeit. Gleichgültig sah er Schweiß an seinen Hosenbeinen herabrinnen und zwei Pfützen bilden.

Narciso umarmte Frau und Kinder zum Abschied keineswegs gleichgültig. Der Lastwagen schwankte einen rohrbestandenen Pfad hinunter.

Plötzlich kam Bewegung ins mexikanische *Cuartel*.

»Noch einen Schluck.«

Nachdem die Schmerzen nachgelassen hatten, arbeitete Tabers Gehirn mit zunehmender Klarheit. Der Hauptmann glaubt, daß ich in dem Fahrzeug bin. Kann es nicht durchsuchen, ohne einen Zwischenfall heraufzubeschwören. Hmmm. Zoll-*Garita* hundert Kilometer südlich. Sie können es

durchsuchen, aber was hindert mich abzuspringen, bevor wir dort sind? Taber grinste, als ein Jeep aus dem *Cuartel* schoß.

»Noch einen.«

Taber spürte, daß *Bacanora* ihm über Gesicht und Brustkorb lief, aber er fand seinen Mund nicht. Narcisos Frau wusch seine Füße!

»*Sontáom!*« zischte sie. »*Bamséka!*«

Taber hob den Kopf. Mexikaner mit angelegten Gewehren trabten auf ihn zu. Er versuchte aufzustehen und spürte, wie er wegglikt, wie von einem Strudel erfaßt.

Ohne auch nur die Augen zu öffnen, wußte Taber, daß er Kopfschmerzen hatte. Sein Gesicht lag in Erbrochenem. Plötzlich wußte er, daß die Schmerzen vorne am Rumpf nicht nur vom Erbrechen kamen. Irgend etwas stimmte nicht. Seine Hemdbluse war zerfetzt. Er hörte das Prusten, das Pferde manchmal von sich geben. Von irgendwo – es kam ihm vor, zwischen seinen Ohren, kam das markerschütternde Diesellok-Schreien eines Maultiers. Als er wieder zu denken vermochte, betastete Taber seine Brust. Sein Körper war vorne zerschunden. Seine Hände – mein Gott, sie waren schwarz! Wie seine Füße. Nicht schmutzigschwarz; wie dunkles Mahagoni. Das Maultier schrie wieder.

»Wo bin ich?« krächzte er.

Lico betrachtete Tabers halb verschorfte Wunden.

»Gringos machen alles anders«, sagte er. »Ich habe noch nie einen Mann gesehen, der vorne wundgeritten war.«

»Was ist mit meinen Händen passiert?«

»Die Straßen waren gestern nacht voller Soldaten. Sie achten nicht darauf, wenn Hände und Füße meines Bruders so aus der Decke hängen. Sie suchen einen Weißen, und Weiße betrinken sich nie.«

»Du hast den falschen Missionaren zugehört.«

Lico hob ihn hoch. Schmerzhaft Trennung von Stoff und Schorf. Der Körper veranstaltete ein Konzert von Schmerzen, so daß Taber die elektrischen Zuckungen von den Beinen zur Wirbelsäule kaum wahrnahm. Er stand schwankend da, während Lico die Maultiere einfing. Die Haare des Forschers starteten vom Erbrochenen. Seine Kleidung... Lico hob ihn auf ein Maultier.

Taber umklammerte den hohen Sattelknopf mit beiden Händen. Sie kletterten eine schmale Rinne direkt zur Sonne hinauf, und er erfuhr, daß es ihm noch elender ergehen konnte. Er vermochte nicht, ständig in den Steigbügeln zu stehen. Langsam berührte seine Hose den Sattel. Er packte mit der einen Hand den Knopf, mit der anderen die Hinterpausche des Sattels, schloß die Augen und ließ seinem Todeswunsch die Zügel schießen.

Lico unterhielt sich mit ihm.

»Sehr drollig, dieser *Yori*-Hauptmann. Will alles über Sie wissen und fragt trotzdem nicht ein einzigesmal, wie Sie nach Rio Yaqui gekommen sind.«

Taber mühte sich aus der Qual hoch.

»Du hast das geplant! Warum machst du mich betrunken? Du hättest mir auch etwas sagen können.«

»Könnten Sie mit dem Kopf nach unten ohne einen Laut an *Yori*-Streifen vorbeireiten?«

Sie überschritten einen Bergkamm, und die Schmerzen nahmen zu, als die Maultiere den Abhang hinunterstiegen.

»Wie weit sind wir?«

Lico zuckte die Achseln.

»Vielleicht vierzig Kilometer.«

Die Maultiere spitzten ihre Ohren. Lico wurde plötzlich wach.

»Hut aufbehalten und nicht hinsehen«, sagte er.

Ein Flugzeug näherte sich und umflog die kleine Karawane, wobei es mit einer Tragfläche beinahe den Boden berührte. Die verschreckten Maultiere scheuten. Schmerzraketen schossen durch Tabers Rückgrat. Die Maschine wendete zu einem zweiten Anflug, als Taber Schüsse hörte. Die Cessna vollführte wilde Ausweichmanöver und entfernte sich. Lico bog rechtwinklig zum bisherigen Kurs ein.

»Haben wir Freunde vor uns?«

Der Indianer grinste.

»Vielleicht wünscht jemand nicht, daß Fremde in sein Maisfeld blicken.«

Taber fragte sich, ob das Flugzeug nach Marihuana, Mohn oder nach ihm gesucht hatte. Jetzt war er auf der Flucht vor

dem mexikanischen Gesetz. Man würde dort noch weniger auf seine Rechte achten als der Idiot vom FBI. Und die Indianer? Er war auf der Flucht. Vielleicht halfen sie ihm. Aber wie konnte er sich je bei den Mexikanern entlasten?

Lico änderte die Richtung, bergauf. Fettholz und *Pitahaya* machten verkümmerten *Alamos* und *Alisos* Platz. Sie stiegen eine Stunde lang, die Maultiere begannen zu traben. Tabers Handflächen waren aufgeschunden, weil er sein ganzes Gewicht darauf stützte.

Ein winziger, mit grünem Schaum bedeckter Teich tauchte auf. Die Maultiere drängten sich zum Saufen. Der Cañon verengte sich. Schließlich tropfte Wasser von einer Felswand. Diesmal tranken die Maultiere vorsichtig und gaben sich Mühe, das Wasser nicht aufzuwühlen. Lico breitete eine Decke aus und half Taber herunter. Er stützte sich auf den Ellenbogen und beobachtete ein Flugzeug, das einen Kilometer vor ihnen den Cañon überflog. Taber bewegte sich, und ein erschrockener Frosch plumpste ins Wasser.

»Hat er uns gesehen?«

Lico schüttelte den Kopf.

»Hin und her, wie einer, der pflügt. Noch zwei, drei Furchen, dann wird er hier sein.« Aber das Flugzeug tauchte nicht wieder auf. Taber versuchte sich zu erinnern, wieviel Treibstoff eine Cessna faßte.

Lico half ihm auf das Maultier. Der Invalide hatte keinen Kater mehr, war aber schwach und hatte ein Gefühl, als ob er jeden Augenblick zerspringen und wie eine schimmernde Flut



aus flüssigem Glas vom Maultier spritzen würde. Taber zog sich zurück in sein Universum, das fern vom mühsamen Weg der Maultiere durch das Gebirge war, wo man jetzt hier und dort eine Kiefer oder *Madrono* sah.

Bald waren die Tiere nicht mehr bereit, durch die Dunkelheit zu stolpern. Lico hielt an, fesselte ihre Vorderbeine und schnarchte bald darauf neben Taber. Dieser hätte ihn gern geschüttelt, fürchtete aber, daß bei der ersten Bewegung alle seine Nerven revoltieren würden. Wie geriet er eigentlich in solche Situationen? Taber wußte es.

Sein ganzes Leben lang hatte er sich treiben lassen. In einen akademischen Beruf, weil er ein Stipendium bekam. In die Ehe, weil *sie* da war. Eine weitere Reise würde er nicht mehr überstehen. Wenn er am Leben blieb, mußte er Material mitbringen – und zwar nicht bloß zweieinhalb Zentimeter Käse für das Regal >Anthropologie<. Aber wie sollte er an der Garnison in Rio Yaqui vorbeikommen?

Auf irgendeine Weise überstand Taber den nächsten Tag.

»Können wir nicht langsamer werden?« fragte er schließlich.

»Vielleicht. Wenn die fliegende Schabe nicht wiederkommt.«

Taber kramte in seinen Taschen. In seiner Pillenschachtel lagen drei von den gelben Schmerztabletten. Hastig suchte er in der anderen Tasche. Einundzwanzig blau-weiße Kapseln. Er zählte sie noch einmal.

»Lico, das Bündel in Narcisos Haus. Meine Decken, meine Kleidung, mein Insulin – hast du die Sachen nicht mitgebracht?«

»Waren sie wichtig?«

»In einundzwanzig Tagen werden sie sehr wichtig sein.«

Halb auf einer Geröllhalde löste Licos Maultier einen Erdrutsch aus. Tabers Tier tanzte herum und wich Felsbrocken und Geröll aus. Der Schmerz lief sein Rückgrat entlang. Er klammerte sich wie blind an die Mähne des Tiers. Als es zitternd und blasend auf festem Boden stand, schluckte Taber seine drei letzten Schmerztabletten.

»Ihr Bündel«, sagte Lico. »Jemand bringt es.«

»Dann laufen wir also nicht ziellos herum. Wir haben ein Ziel, wo uns die Leute finden können?«

Lico nickte.

Es stimmte also. Es gab ein verstecktes Dorf!

Zwei Tage vergingen. Das Flugzeug war nicht wieder aufgetaucht, aber sie suchten unterwegs ständig nach Deckung. Als die Straße in eine weite Wiese mündete, wirkte Lico äußerst nervös. Erst unter den Bäumen weiter oben atmete er auf und sang nun endlose Strophen über Harfenspiel und scherzenden Umgang mit Mädchen. Der Cañon verengte sich immer mehr und ließ fast keine Sonne eindringen. – Würde Lico mit dem albernem Lied einmal fertig werden? Aus dem Cañon wurde eine Sackgasse. Wie wollte Lico hier herauskommen?

In der kleinen Ebene vor ihnen befand sich eine flache, kreisrunde Grube, die *Arrastra* mit ausgehöhltem Drehstein und den Resten eines Pfades, wo Maultiere einst den schweren Stein geschleppt hatten, mit dem das Erz zerkleinert worden war. Taber sah sich den Cañon an. Ein Platz für Abfälle. Der Schachtzugang würde ganz oben sein.

Lico breitete ihre Ausrüstung neben der *Arrastra* aus. Sie zogen sich aus und durchsuchten ihre Kleidung nach Zecken. Taber saß nackt in der Sonne, während Lico seinen Kopf absuchte, die Läuse herausholte und mit dem Daumennagel zerquetschte. Dann revanchierte er sich bei dem Indianer. Hinter dem Abfallplatz gab es einen winzigen, unglaublich kalten Wasserfall. Taber badete, so schnell es sein zerschundener Körper zuließ.

Reis, Kaffee und Zucker waren längst verbraucht. Es gab noch ein paar alte Tortillas und einen kleinen Beutel *Pinole*, aber das ausgedörrte Maismehl enthielt soviel Zucker, daß Taber Angst davor hatte. In der letzten Zeit hatte er seine Pillen nicht mehr gezählt. Er hatte so wenig gegessen, daß er wahrscheinlich gar kein Insulin brauchte. Plötzlich war er heißhungrig.

»Wenn wir heute abend essen, was ist morgen?«

»So oder so, ich mache mir wegen morgen keine Sorgen«, sagte Lico. Er hob den Kopf. Oben über dem Abfallplatz stand ein Indianer mit einem Gewehr. Tabers Atem stockte. Die Maultiere grasten hundert Meter hinter einem zweiten Indianer. Schlagartig begriff er, warum Lico dieses alberne Lied hinausgebrüllt hatte.

»Sind das Yaqui?«

»Denke schon.«

»Na, wenn wir warten, gewinnen wir nichts. *Líos emchianabu!*« schrie er und stieg hinauf. Taber hatte noch keine zehn Schritte zurückgelegt, als er in Schwierigkeiten geriet. Wie hoch waren sie? Wenn hier Bäume wuchsen, mußte es auch Luft geben zum Atmen. Er blieb stehen, holte Atem, trat wieder vor und fiel flach aufs Gesicht.

Schwacher Lichtschimmer. Jemand gab ihm mit dem Löffel Suppe ein. Zwei Männer mit Nadelnasen-Masken sahen auf ihn herunter. Ihre Augen waren wie Scheinwerfer, die um eine Kurve fegten und sich mottengleich an seinem Wagen festsaugten. Er glaubte, Reifenquietschen, anhaltendes Krachen und Knirschen zu hören. Ein Scheinwerfer leuchtete irr in den Himmel hinauf. Uniformierte, die rings um ihn Metall schweißten.

Uniformen der mexikanischen Armee.

Lico, um Himmels willen, hör auf mit der Suppe! Drei *Chapayeca*. Gehört zu Jungs Archetypen ein nadelnasenartiger Kinderräuber? Fluggeschwindigkeit 110 mal sechzig Liter, geteilt durch vier Tage auf einem Maultier. Wenn ich nicht esse, brauche ich kein Insulin. Lico, ich habe doch eben Suppe gegessen. An 160 Tagen je ein Pfund verlieren... Vier *Chapayeca*. Warum so blau? Nadelnase... Im Umkreis von fünftausend Meilen gibt es hier doch keine Ameisenbären...  
... leider mitteilen, daß Ihre Fahrzeugversicherung Krankenhausbehandlung nicht einschließt. Wenn wir Ihnen

sonst helfen können... Läuft da hin und her über die Grenze, so, als gäbe es keine Einwanderungsgesetze!... Alkohol bringt den Metabolismus nicht aus dem Gleichgewicht. Es besteht die Gefahr, daß man in betrunkenem Zustand vergißt, sein Insulin einzunehmen. Himmeldonnerwetter, Lico, wie lange schüttetest du noch Suppe in mich hinein? Ein Dutzend *Chapayeca*? Guter Gott, was für ein Gestank! Allmächtiger, zehn Minuten mit einem kaputten Rechenschieber, und ich erfinde ein besseres Warnsystem als den Schmerz! Na, bei der Geschwindigkeit kann sich einer ja nicht auf der Straße halten. Lico, nimm die Nase von dem *Chapayeca*, und spritz dir die Suppe in den – Leider hat der Stipendien-Ausschuß nur begrenzte Möglichkeiten, und es gibt viele andere... Verdacht, daß er zu gut Spanisch spricht -

»Lico, ich habe genug von der verdammten Suppe!«

Taber setzte sich abrupt auf. Niemand war zu sehen. Die Läuse zapften ihn an wie ein Regiment Draculas. Er kratzte sich im Gesicht und stieß auf Bartstoppeln. Die Dunkelheit war total. Als er die Augen wieder öffnete, sah er Feuer und hörte das dünne, luftige Klimpern einer Harfe. Draußen trappten Jungen mit Röcken über ihren Bluejeans monoton drei Schritte vorwärts, kehrt, drei Schritte, kehrt, endlose Buße dafür, daß sie geschlafen hatten, während die Römer ihre Führer festnahmen. Kinderraubende *Chapayeca* in Nadelnasenmasken trieben sich herum und gestikulierten drohend, wurden von den Röcken aber abgewiesen.

Diese *Chapayeca* trugen alle Blau. Einer von ihnen, mit einem glänzenden Overall aus stahlblauem Kunststoff,

übertraf alle anderen. Seine Maske erinnerte Taber an die beunruhigend unheimliche andere Maske, die er in Rio Yaqui gesehen hatte.

Taber kratzte sich. Ganz lange Bartstoppeln! Er kramte verzweifelt in den Taschen. Vierzehn Kapseln. Nicht genug Insulin, und du stirbst. Zuviel, und du stirbst schneller. Taber kannte die Labormethoden zur Bestimmung des Blutzuckers, aber er hatte weder Kanülen noch Reagenzgläser noch Reagentien. Aber es gab noch einen Test, der so alt war wie die Pyramiden.

Er schob sich seitwärts, bis man ihn nicht mehr sehen konnte. Urin plätscherte. Eine Fliege summte. Bald ertranken Hunderte in ihrer Gier nach dem Zucker, den sein insulindarbender Körper zurückwies. Taber schluckte eine Pille. Um wieviele Jahre hatte er seine Arterien altern lassen?

Die Indianer nickten, wenn er vorbeiging. Rund um den Abfallplatz loderten Feuer. War er außerhalb der Reichweite der Cessna? Ein *Pascola* bot ihm eine selbstgedrehte Zigarette an. Taber rauchte nicht, hielt es aber für angebracht, es zu versuchen. Sie schmeckte nicht nach Tabak. Eher wie die Luzerne, die er als Junge ausprobiert hatte. Er sog noch einmal daran. Alles war von einem schimmernden Rand umgeben. Taber lachte dröhnend über den faulen Witz des *Pascola*. Er lachte, weil der Spaßvogel ihm Marihuana gegeben hatte. Na und? Er rauchte die Zigarette zu Ende. Das Gehen war schmerzhaft, aber es kümmerte ihn nicht mehr.

Die Zusammenhänge lösten sich. Er aß *Wakawáki* mit einem großen Eisenlöffel aus einer irdenen Schüssel. Der leicht rostige

Geschmack schien das Interessanteste und Ungewöhnlichste zu sein, was Taber je erlebt hatte. Die Freundlichkeit des Spaßvogels brachte ihn auf den Gedanken, ob er sich die früheren Widrigkeiten nur eingebildet hatte. Das Feuer unter dem Kochtopf leuchtete auf faszinierende Weise. Seltsam, daß er Flammen nie beobachtet hatte, wie sie sich bogen, emporwanden, wie Seelen, die nach Erlösung streben, nur um im letzten Augenblick zurückzufallen, ohne dem Rad des Karma zu entinnen.

»Fühlen Sie sich besser?« fragte ein *Pascola*.

»Viel besser. Sehr schön hier. Schneit es?«

»Nicht oft. Es regnet sehr oft.«

*Regen. Was haben sie mit dem Regen gemacht?*

»Feuchtigkeit verdunstet vom Meer«, begann er, »und wird in Form von Wolken zum Fuß der Berge getragen, wo das abrupte Auf und Ab der Temperatur -« Zum Teufel mit der Meteorologie. Er war nicht hier, um zu lehren. Er war hier, um Fragen zu stellen. Wenn er die falschen stellte, verpfuschte er alles. Aber bei den paar Tagen, die ihm noch blieben, kam es nicht mehr darauf an.

»Warum tragen die *Chapayeca* hier alle Blau?« Er erwartete, daß das Gesicht des Spaßvogels ausdruckslos werden würde, aber der *Pascola* lächelte nur.

»Sie verstehen«, sagte er, »das sind keine richtigen *Chapayeca*.«

»Wenn ich ganz ehrlich sein soll«, meinte Taber, »das verstehe ich nicht.«

»Das sind nur Männer, die sich als *Chapayeca* ausgeben.«

Taber nickte.

»Soviel verstehe ich, aber – «

»Nun«, fuhr der Indianer fort, »wenn Sie noch nie einen echten *Chapayeca* gesehen haben –« Er verstummte bedeutsam.

»Verzeiht«, sagte Taber. »Ich spreche eure Sprache nicht sehr gut.« Was er sagen wollte, war, daß die Weißen schlichte Aussagesätze vorziehen; die Indianer finden das barsch und unhöflich. »Ich muß zugeben«, sagte er schließlich, »daß ich noch nie einen echten *Chapayeca* gesehen habe. Was ist ein *Chapayeca*? Ein Dämon, der Kinder raubt, ja, aber – bringt er, zum Beispiel, lebende Junge zur Welt, oder legt er Eier?«

»Das weiß ich nicht«, sagte der Clown. »Sie könnten fragen.«

»Wo würde ich einen finden?«

»Drüben am nächsten Feuer.«

Das Gespräch entglitt ihm immer wieder. Taber atmete tief ein. *Das ist das letztemal, daß ich dieses Zeug rauche.*

»Ich spreche Yaqui wirklich nicht gut. Ich bin nicht sicher, ob ich richtig –«

»Da drüben. Der Große mit der blauen Haut.«



Die Yaqui hatten eine Vorliebe für dumme Streiche, aber Taber vermochte einfach nicht einzusehen, wo hier der Sinn war. Er stellte seine Schüssel weg und ging hinüber zum nächsten Feuer, wo sich *Chapayeca* mit zur Seite gedrehten Masken ausruhten, bis auf den einen im stahlblauen Kunststoff. Der Mann aß durch die Maske eine Schüssel *Wakawáki*. Taber spürte, wie sich seine Nackenhaare sträubten. Kein Mensch konnte einen Löffel so geschickt zur Maske hinein- und wieder herauschieben.

Zum erstenmal begriff Taber die gehirnlähmende, totale Furcht, die der Mensch des Mittelalters bei dem Gedanken an Hexenkunst verspürt hatte. Der Schweiß brach ihm aus, und er versuchte angestrengt, seine Atmung zu beherrschen. Dreimal zum Henker mit dem Marihuana. »Nimm dich zusammen«, murmelte er. Schlagartig verging der Angstkrampf. Wovor fürchtete er sich? *Chapayeca* saßen herum und aßen in aller Ruhe. Keiner von den Indianern schien Angst zu empfinden.

Was war der fremdartige *Chapayeca*? Taber war kein Zoologe, aber er wußte mit absoluter Gewißheit, daß der *Chapayeca* mit keiner Unterabteilung der irdischen Fauna auch nur verwandt war. Verschiedene Tiere der Erde gingen auf zwei Beinen und gebrauchten die beiden anderen zum Zufassen. Aber keines besaß eine stahlblaue, unbehaarte und anscheinend porenlose Haut, ein andeutungsweise menschliches Gesicht, mit einer Nase wie bei einem Nasenaffen, der damit in eine Wringmaschine geraten war, und übergroßen Menschenohren, die sich jeweils dem zuwandten, der gerade etwas sagte.

Dieses Wesen hatte sich nicht auf der Erde entwickelt. Taber wandte den Blick ab und atmete ein paarmal tief ein. Er betrachtete seine Hände und richtete dann den Blick wieder auf den *Chapayeca*. Der Dämon mit der Nadelnase verschwamm vor seinen Augen und bekam wieder Konturen, als Taber sich die Augen rieb. Er ist echt, entschied Taber schließlich.

Taber hatte genug Science Fiction gelesen, um zu wissen, daß das hier ein historischer Augenblick sein mußte, vielleicht ein Wendepunkt in der menschlichen Geschichte. Hier stand er, Taber, der erste zivilisierte Mensch, im Begriff, einem außerirdischen Wesen zu begegnen. Die Gelegenheit verlangte nach einem Satz, der würdig war, in den Geschichtsbüchern zitiert zu werden, aber Taber fiel nichts ein. Sprach der *Chapayeca* Englisch oder Spanisch? Yaqui schien er jedenfalls gut zu verstehen. Zwecklos, es mit einer anderen Sprache zu versuchen, dachte Taber.

Der junge Clown schaute zu. Taber hatte lange Zeit dagestanden. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Schließlich meinte er: »Möge Gott Euch sehr hilfreich sein, Vater.« Es war die übliche Yaqui-Begrüßung.

Der *Chapayeca* sah auf, und Taber entdeckte zu seiner Bestürzung, daß die Pupillen seiner Augen quadratisch waren. Beide Augen blickten nach vorn und ermöglichten ihm räumliches Sehen. Taber versuchte sich zu erinnern, was quadratische Augen bedeuteten. Vertikal geschlitzte Augen bedeuteten Raubtiere. War ein quadratisches Auge gefährlich? Das einzige Tier, von dem er sich entsinnen konnte, daß es

quadratische Augen hatte, war ein Pinguin. Taber versuchte, seine Nackenhaare damit zu beruhigen, daß er sich sagte, Pinguine hätten noch selten Menschen verspeist.

»*Liós emchiókwe*«, sagte der *Chapayeca* – möge Gott Euch helfen.

Es gab eine peinliche Pause, während Taber sich bemühte, wieder ein scharfes Bild von dem Fremden zu bekommen. Der *Chapayeca* zog sich immer wieder an die Grenzen des Sehbereichs zurück und schoß dann wieder heran, bis Taber vor dem schier unausweichlichen Zusammenprall zurückzuckte. Schließlich saß der Dämon still, und sein ganzer Körper blies sich auf und erschlaffte wie der einer Kröte im Orgasmus. Taber suchte nach einer brillanten Bemerkung.

»Ich bin hier selbst fremd«, stieß er endlich hervor. »Sind Sie schon lange hier?«

Der *Chapayeca* schob den Löffel noch ein paarmal in seinen ziemlich kleinen Mund.

»Ungefähr ein Jahr«, sagte er schließlich. Seine Stimme klang menschlich, aber ihr geschlechtsloser Klang erstaunte Taber. War das ein Er, eine Sie, oder ein Es?

Páaros, der junge Clown, warf Taber einen spöttischen Blick zu.

»Mein Freund wollte wissen, ob du Eier legst«, sagte er.

Es gab wieder eine Pause, bevor der *Chapayeca* erwiderte: »Nein.«

Taber konnte nicht erkennen, ob der Dämon beleidigt oder belustigt war.

»Wie pflanzt ihr euch fort?« fragte er.

Wieder eine Pause, dann: »Wie ihr.«

»Sind Sie männlich oder weiblich?«

Eine Pause.

»Männlich. Und du?«

»Auch«, sagte Taber. Wollte ihn der *Chapayeca* auf den Arm nehmen? Taber konnte es sich nicht denken. Vielleicht war das fremde Wesen auf diesen Gedanken noch nicht gekommen. Seltsam, dachte Taber, daß eine Person auf einem fremden Planeten so wenig neugierig ist. Plötzlich fiel ihm etwas ein. War dieser *Chapayeca* eine Person oder nur ein Ding?

»Ist Ihre Gattung auf Ihrer Welt vorherrschend?« fragte er nach einer Weile.

Der Begriff war in der Yaqui-Sprache nicht leicht auszudrücken, und Taber wunderte sich nicht, als das Schweigen des *Chapayeca* anhielt.

»Gibt es auf eurer Welt noch andere Arten von Wesen?« verbesserte sich Taber.

Eine Pause.

»Ja.«

»Gibt es unter diesen anderen Tierarten welche, die euch besitzen oder für euch sorgen?«

Der *Chapayeca* schwieg geraume Zeit.

»Manchmal, wenn wir noch nicht ausgewachsen sind, kümmert sich ein anderes Tier um uns. Es geht auf vier Beinen.«

*Hunde, bei Gott!*

»Aber wenn ihr groß seid, sorgt ihr für das andere Tier?«

Der *Chapayeca* wackelte mit der Nase und nickte. Aus der Art, wie er nickte, entnahm Taber, daß er das von den Indianern gelernt hatte.

Vielleicht darüber enttäuscht, daß er nichts hatte provozieren können, ging Páaros zu seinem eigenen Feuer zurück und setzte sich zu den anderen Clowns. Die übrigen *Chapayeca* machten Platz, so daß Taber sich zu dem fremden Wesen setzen konnte. Taber ging in die Hocke und wollte es sich bequem machen, stand aber plötzlich wieder auf.

»Keine Zeit«, murmelte er. »Keine Zeit, um mich mit einer Halluzination abzugeben. Und du bist nicht mal eine plausible Halluzination.« Er stand da und ignorierte den Schmerz, der ihn bei der ruckartigen Bewegung durchzuckte. »Und ich hoffe, daß mir einer einen Tritt in den Hintern verabreicht, wenn ich noch einmal so einen Stengel rauche!« Er stapfte davon in den Tunnel, stolperte, tastete herum und wickelte sich endlich in seine Decke ein.

4

Lico und Taber gingen unten an der Quelle spazieren, als sie den *Chapayeca* widersahen.

»Würdest du bitte bekanntgeben, daß man mir keine >*Guanita*< mehr geben soll?« sagte Taber. »Als Schmerzmittel nützt es nichts, und an der Wirklichkeit klammere ich mich ohnehin nur mühsam fest.«

»Sie meinen den da?« sagte Lico und wies mit dem Kopf auf den Mann mit dem schimmernd-blauen Overall.

»Allerdings«, sagte Taber. »Wo hat er den blauen Kunststoff überhaupt her? Zieht er ihn nie aus?«

Sie näherten sich dem Fremden.

»*Liós emchiókwe*.«

»*Liós emchiánabúe*«, erwiderte der *Chapayeca* und blieb geduldig wie ein Maultier stehen, während Taber angestrengt überlegte, was er noch sagen konnte. Aus irgendeinem Grund raubte ihm der Mann mit der Dämonenmaske die Fassung. Taber sah sich die Maske genau an. Bei den Göttern, die Augen des Mannes hatten wirklich quadratische Pupillen!

»Sie sind wirklich kein Mensch, oder?«

»Nein.«

Wieder sträubten sich Tabers Nackenhaare. Irrational, sagte er sich. Er ist also kein Mensch. Was, zum Teufel, war

er dann, eine Mutation? Ausgeschlossen. Selbst Mutationen besaßen Ähnlichkeit mit ihrem Rassenstamm, und Taber wußte sehr genau, daß nichts auf der Erde diese Erscheinung hervorgebracht haben konnte. Entweder ist er ein Dämon oder von einem anderen Planeten. Die zweite Erklärung beunruhigte Taber weniger. Aber stellte er eine Bedrohung dar? Die Indianer zeigten keine Angst. Das ganze Wesen des *Chapayeca* strahlte eine idyllische Sanftheit aus, gegen die weidende Kühe unzufrieden wirkten. Aber man konnte nicht ignorieren, daß dieser Mann oder Dämon nicht von der Erde stammte.

»Was machen Sie hier?« fragte Taber.

»Ich hole mir einen Schluck Wasser.«

»Das habe ich eigentlich nicht gemeint.« Eine Idee kristallisierte sich in Tabers Bewußtsein. »Machen Sie am Ende dasselbe wie ich? Sind Sie auch Anthropologe?«

»Was ist ein Anthropologe?«

Taber hatte sich das oft gefragt. Nach fünfzehn Jahren argwöhnte er manchmal, das Wort meine jeden, der mit seiner eigenen Rasse, seiner Kultur oder seiner Familie nicht in Frieden lebe. Was war es, das einen Menschen dazu veranlaßte, mit Leuten zusammenzuleben, die sich von seiner eigenen Art unterschieden, und daraus einen Beruf zu machen? War es die gleiche morbide Neugier, die Halbverrückte zu Psychiatern machte? Aber er mußte eine Antwort finden.

»Eine Person, die herauszufinden versucht, wie andere Leute leben und denken.« Die Antwort führte bei dem *Chapayeca*

zu keiner Reaktion. »Sind Sie hier, um uns zu studieren?« fragte Taber schließlich.

»Ich weiß nicht.«

»Wissen Sie, woher Sie kommen?«

»Ja.«

»Ist es ein Geheimnis – etwas, das Sie mir nicht sagen können?«

»Nein.«

»Also?«

Es blieb lange still. Der blauhäutige *Chapayeca* war weder ungeduldig noch verschlossen. Taber fühlte sich durch seine Art, jede Situation einfach hinzunehmen, immer mehr an ein Maultier erinnert.

»Wo kommen Sie her?« fragte Taber schließlich.

»Von zu Hause.«

Taber schluckte seine Ungeduld hinunter.

»Und wo ist das?« fragte er.

»Das weiß ich nicht.«

»Sie wissen nicht, wo Sie herkommen?« sagte Taber ungläubig. »Wie wollen Sie dann zurück?«

»Das weiß ich nicht.«



»Sind Sie darauf konditioniert worden, bestimmte Dinge zu vergessen, bevor Sie die Reise angetreten haben?« forschte Taber nach.

Wieder Schweigen.

»Erinnern Sie sich, ob etwas Besonderes geschehen ist, bevor Sie sich auf den Weg gemacht haben?«

»Ich habe frisches Blut bekommen.«

Taber wünschte sich beinahe, diese Frage nicht gestellt zu haben.

Wie die anderen Indianer akzeptierte Lico den *Chapayeca*. Tabers eindringliche Befragung schien ihm ein wenig peinlich zu sein. Nach einer Weile entschuldigte er sich.

»Haben Sie etwas vor?« fragte Taber.

»Nein.«

»Stört es Sie, wenn ich Fragen stelle?«

»Nein.«

»Möchten Sie sich hinsetzen?«

»Ja.«

Sie setzten sich, und Taber versuchte, seine Fragen zu ordnen. Offenkundig war das fremde Wesen nicht bereit, von sich aus Informationen zu geben.

»Hat es lange gedauert, diese Sprache zu lernen?« fragte Taber.

»Nein.«

»Sprechen Sie andere Sprachen der Erde?«

»Ich weiß nicht.«

»Habla español?«

»Sí, algo.«

»Do you speak English?«

»Yes.«

»Fala portuguez?«

»Sim.«

»Können Sie Deutsch?«

»Ja.«

Taber holte Sätze aus einem halben Dutzend anderer Sprachen herauf, ohne *den Chapayeca* in Verlegenheit zu bringen.

»Wie steht es mit dem Lesen?« fragte er schließlich.

»Ich weiß nicht.«

Taber wollte in seine Tasche greifen, aber er wußte schon, daß da kein Notizbuch war. Schließlich glättete er die feuchte Erde rund um die Quelle und kratzte >BATNAÄTAKA< hinein.

»Was heißt das auf Englisch?«

»Im Anfang«, sagte der *Chapayeca*.

Taber schwieg lange, dann glättete er die Erde wieder und ritzte ein: >k dm ged les<.

»Nein«, sagte der *Chapayeca*, »deine Gedanken kann ich nicht lesen.«

»Sie sind die erste Person, die meine Privatkurzschrift lesen kann.«

Der *Chapayeca* rieb eine dunkelrot-grünliche Narbe unter seinem rechten Ohr. Taber hatte sie für ein Kiemenschlitzrudiment gehalten, bis ihm aufgefallen war, daß es auf der anderen Gesichtsseite nicht vorhanden war.

»Es ist hier«, sagte das fremde Wesen.

»Etwas, das übersetzt?«

»Ja.«

»Jemand hat es nur für diese Reise hineingetan?«

»Ich weiß nicht.«

Taber seufzte.

»Wenn eine Sprache so gut ist wie die andere«, sagte er, »dann nehmen wir Englisch oder Spanisch. Mein Yaqui ist nicht so besonders.«

»Gut.«

Taber betrachtete den *Chapayeca* genau. Zuerst hatte er den stahlblauen Kunststoff für Kleidung gehalten, aber es gab keine Trennlinien oder Säume. Er konnte keine Poren sehen, aber der *Chapayeca* hatte einen deutlich nicht-menschlichen Geruch. Nicht abstoßend, aber – anders. Das fremde Wesen mußte Kleidung tragen, oder es besaß keinen Geschlechtsapparat.

»Ist es eine?« fragte Taber.

»Ist was eine?«

Entweder stolperte der *Chapayeca* nicht in Tabers Falle, oder er konnte wirklich keine Gedanken lesen.

»Kleidung«, erklärte Taber. »Oder ist das Ihre Haut?«

Der *Chapayeca* fuhr mit einem Finger an seinem Hals entlang, und es entstand ein Spalt. Als er die Hand zurückzog, verschmolz das Kleidungsstück wieder unmerklich mit seiner porenlosen blauen Haut.

»Darf ich Sie berühren?« fragte Taber.

»Ja.«

Taber streckte die Hand aus. Verblüfft versuchte er es noch einmal. Es war, als bewege man sich unter Wasser. Einen Meter entfernt, konnte Taber sich normal bewegen, aber je näher er dem Körper des Fremden kam, desto dichter schien die Luft zu werden. Er schob die Hand ganz langsam vor und vermochte endlich glatte, trockene Haut zu fühlen. Sie fühlte sich fiebrig an. Die Körpertemperatur mußte höher sein.

»Warum muß ich mich anstrengen, wenn ich Sie berühren will?« Aber bevor der *Chapayeca* antworten konnte, war Taber schon dahintergekommen. »Darf ich etwas nach Ihnen werfen?«

»Ja.«

»Kommt es zurück und richtet bei mir Schaden an?«

»Nein.«

Taber trat ein paar Schritte zurück. Es würde ihn eine Woche Schmerzen kosten, etwas mit voller Wucht zu werfen, also holte er nur leicht aus. Der Stein flog in einem unnatürlichen, verkürzten Bogen, wie bei einer geraden, durch ein Teleobjektiv gesehenen Linie. Taber dachte über die Folgerungen nach. Er war plötzlich davon überzeugt, daß alles, von einer Gewehrkugel bis zu einer Panzerabwehrgranate ebenso sanft zweieinhalb Zentimeter vor der glatten blauen Haut des *Chapayeca* zum Stillstand kommen würde.

»Das Ding unter meinem Ohr«, erläuterte das Wesen.

Mit dieser Art von Ausrüstung wäre ich auch gelassen, dachte Taber. Er hatte herumgetrödelte und versucht, ein paar armselige versteckte Dörfer zu finden, damit er etwas veröffentlichen konnte. Und hier war vor ihm -. Wenn Taber es richtig anpackte, würde er sich sein Leben lang keine Sorgen mehr um Geld machen müssen!

Geld! Die Schmerzen konnte es nicht lindern. Es konnte eine Ehe nicht wieder auf die Beine bringen. Aber es konnte ihm forthelfen – irgendwohin. Vielleicht würde er sogar etwas für die Leute hier in Xbampo tun können.

»Wissen Sie, was Geld ist?« fragte er.

»Ja.«

»Wird es auf Ihrem Planeten verwendet?«

»Ja.«

»Sind Sie reich?«

»Nein.«

»Möchten Sie es sein?«

»Ja.«

»Irgend etwas verrät mir, daß das der Anfang einer wunderbaren Freundschaft ist.«

Der *Chapayeca* rümpfte die Nadelnase. Taber fragte sich, ob das ein Lächeln sein sollte.

Das unaufhörliche Rieseln des Wassers übertönte andere Geräusche, so daß Taber wenig mehr als eine Sekunde Vorwarnzeit hatte, bevor das dröhnende Brausen über ihnen war.

»Schnell«, schrie er, »unter dem Baum verstecken!«

Der *Chapayeca* war mit einem Sprung auf dem Weg und mit einem zweiten unter dem *Madrono*. Taber lief, so gut er konnte, und war fast im Schatten des Baumes, als ein Flugzeug über den Cañonrand fegte. Er erkannte das Modell nicht, aber es war größer und schneller als eine Cessna, für eine Suche am Boden eigentlich nicht geeignet, aber wahrscheinlich von größerer Reichweite. Das Flugzeug flog über den gegenüberliegenden Cañonrand und war so plötzlich verschwunden, wie es aufgetaucht war. Sie warteten unter dem Baum, bis Taber glaubte, daß es nicht zurückkommen würde.

»Was ist das?« fragte der *Chapayeca*.

»Ein Flugzeug«, sagte Taber und sah ihn merkwürdig an.  
»Sie haben noch nie eines gesehen?«

»Nein.«

*Und das Wesen war seit einem Jahr hier.*

Taber spürte plötzlich einen Krampf in seinem Bauch. Was sollte er den Indianern sagen? Minuten vergingen, und er nahm an, daß das Flugzeug nicht zurückkommen würde. Wieviele Leute waren oben auf dem Abfallplatz zu sehen gewesen?

»Gehen wir lieber hinauf und sehen wir nach«, sagte er.

»Was nach?«

Schnell genug bewegt er sich ja, dachte Taber. Drei mögliche Schlußfolgerungen: 1. Er hatte in Wirklichkeit keine Angst. 2. Er ist geistesgegenwärtiger als ich. 3. Er kann meine Gedanken tatsächlich nicht lesen.

»Sehen wir nach, was die Leute zu sagen haben«, meinte Taber.

Als sie oben ankamen, war niemand zu sehen. Der Tunneleingang war vollgestopft mit Frauen und Männern. Taber zwängte sich hinein, gefolgt von dem *Chapayeca*, und stieß prompt mit jemandem zusammen.

»Lico!« rief er.

»Hier.«

Als Taber seinen Freund erreichte, hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Nach den Kostümen, die die Männer trugen, zu urteilen, mußte ein Tanz stattgefunden haben.

»Hat er uns gesehen?«

»Wenn er nicht blind war«, sagte Lico.

»Lico, wir müssen mit den Alten sprechen – mit dem *Kobanaó* und seinem Stab.«

Der Indianer stimmte ernst zu.

»Sie auch«, sagte Taber zu dem fremden Wesen. »Sie müssen das auch hören.«

Nach wenigen Minuten stand Taber vor einer Gruppe sitzender Männer in einem kleinen Stollen abseits des Haupttunnels. Vier von ihnen waren alt, soviel er beim Licht der einzigen Kerze erkennen konnte, zwei in mittlerem Alter, der letzte jünger als Taber. Taber entdeckte, daß er instinktiv gegen die kaum beherrschte Gewaltsamkeit des jungen Mannes reagierte.

Lico war nervös. Taber sah den *Chapayeca* an und wünschte sich, die maultierhafte Gelassenheit durchbrechen und erfahren zu können, was das Wesen wirklich dachte. Er trat vor die finster blickenden Ältesten und suchte in seinem Vorrat an ehrenden Ausdrücken nach den passenden Sätzen. Er gab es dann aber auf und berichtete einfach, was ihn beschäftigte. Komm ihnen zuvor, dachte er.

»Das ist das erste Flugzeug, das vorbeigeflogen ist«, begann er. »Ein Flugzeug bedeutet Ärger. Lico und ich sind hergekommen, und der Ärger ist uns gefolgt.«

Die Ältesten schwiegen.

Taber atmete tief ein und fuhr fort: »Denkt das, und ihr mögt recht haben. Aber ich denke etwas anderes. Ich denke an all die anderen, die zwischen hier und Rio Yaqui unterwegs sind. Der



*Yori*-Hauptmann dort mag ein Hahnrei sein. Er mag niedriger sein als der Sohn einer *Virsha*, aber dumm ist er nicht.

Der Hauptmann spürt Unruhe. Er kennt die Ursache nicht, hat aber vor, sie in Erfahrung zu bringen. Eine Weile glaubte er, daß ich die Ursache sei, aber bald wird ihm einfallen, daß es in Rio Yaqui Unruhe schon gegeben hat, bevor ich ankam. Möglicherweise wird ihm auffallen, daß die Unruhe bleibt, wenn ich fort bin.

Ihr müßt tun, was ihr für euer Volk und euer Dorf für das Beste haltet. Ihr wollt uns töten, weil wir das Flugzeug mitgebracht haben. Tut es, und das Flugzeug kommt wieder. Soldaten werden fragen, warum wir nicht aus den Bergen herunterkommen. Wenn ich *Kobanaó* wäre, würde ich es mir lange und gründlich überlegen, bevor ich die Soldaten auf mein Dorf lenken würde.

Und beim Nachdenken würde mir klarwerden, daß der *Yori*-Hauptmann nicht blind ist. In Rio Yaqui ist mir eine seltsame *Chapayeca-Maske* aufgefallen. Auch andere haben sie gesehen. Bewahren sie alle Geheimnisse, oder war es ein *Yori*, der Mann-der-nicht-Wasser-trinkt verraten hat?«

Taber stieß sie nicht gern mit der Nase darauf, aber er hielt es für notwendig, diesen Männern klarzumachen, daß ein Mexikaner ihren damaligen Anführer bei sich versteckt hatte, als ihn eine Frau aus seinem eigenen Volk verriet.

Er starrte mit zusammengekniffenen Augen in die Kerzenflamme und versuchte in den Gesichtern zu lesen. Die älteren Männer blieben ausdruckslos, aber das finstere Gesicht

des jungen Mannes hatte sich dunkler verfärbt. Wo hatte er dieses Gesicht schon einmal gesehen? Der Mann haßte Taber, und Fremden gegenüber empfindet man meist nicht so stark. Er überlegte kurz und fragte sich, was er noch sagen sollte.

»Ich gehe jetzt schlafen«, sagte er schließlich. »Wenn ich morgen früh noch lebe, sprechen wir uns wieder.« Er drehte sich um und stakte schnell hinaus, bevor ihn jemand aufhalten konnte. Lico und der *Chapayeca* folgten ihm nicht.

Taber wickelte sich in seine Decken und fragte sich, ob seine einstudierte Arroganz den Sieg davontragen würde. Der junge Mann vom Stab des *Kobanaó* haßte ihn aus unbekannten Gründen. Taber hatte die Überlegungen der älteren Männer aber in eine neue Richtung gelenkt. Man mußte ihnen Zeit lassen, darüber zu diskutieren und sich Sorgen zu machen.

Taber wünschte sich, schlafen zu können. Hatte er sein Insulin genommen? Ja. Er hatte nicht mehr Schmerzen als sonst. Was sollte er vorschlagen, wenn es Zeit wurde, wieder mit dem *Kobanaó* zu reden?

Taber wußte immer noch nicht, was in Rio Yaqui eigentlich los war. Er hatte ein außerirdisches Wesen entdeckt, aber die Yaqui machten kein großes Aufhebens davon. Die Mexikaner wußten nichts davon, sonst hätte es in allen Zeitungen gestanden und wäre über alle Sender verbreitet worden. Der Hauptmann wußte, daß etwas nicht in Ordnung war. Taber wußte es auch. Aber was? Die Indianer kümmerten sich um ihre eigenen Angelegenheiten. Er seufzte und fluchte ein paarmal, als sein Körper sich mit den gewohnten Zuckungen und Krämpfen entspannte.

Er war fast eingeschlafen, als ihm plötzlich einfiel, wo er den Mann, der ihn nicht mochte, das erstemal gesehen hatte. Es war bei der Unterhaltung mit dem *Yori*-Hauptmann. Taber war sicher, daß der junge Mann mit dem Rücken zum Hauptmann gesessen und so getan hatte, als sei er nicht vorhanden. Er trug die fremdartige *Chapayeca-Maske* und hatte in Rio Yaqui alles verraten.

Taber schlief noch nicht, als sie kamen. Zwei Männer führten ihn stumm in den Stollen zurück. Lico und der *Chapayeca* waren anwesend. Taber fragte sich, ob sie die ganze Zeit hiergeblieben waren, seit er sich zurückgezogen hatte. Wie lange war das her – zwei oder drei Stunden? Ganz nebenbei ertappte sich Taber dabei, daß er über die Füße des *Chapayeca* nachdachte. Wie war ihm dieser Sprung über den Weg zum *Madrono* gelungen? Waren das Füße oder Schuhe? Taber betrachtete sie einen Augenblick und entdeckte eine winzige Falte, als das Wesen die Haltung veränderte. Wenn es Schuhe waren, dann hautenge.

Die fünfzehigen Füße hatten keine Nägel, waren aber im Bereich des menschlich Möglichen, mit einem Fersenbein, das aber stärker hervorragte als bei einem Bantu, und einem Rist, der nicht höher war als bei Nijinski. Das Bein wirkte vom Knie bis zum Knöchel ein wenig lang. Der *Chapayeca* konnte vermutlich schneller laufen als ein Mensch. Aber konnte er ihn auf seinem eigenen Terrain überdauern? Zu viele Faktoren: relative Schwerkraft, Metabolismus, Sauerstoff. Atmete der *Chapayeca* Sauerstoff ein? Taber betrachtete ihn einen Augenblick und entdeckte ein etwas längeres

Intervall zwischen Hebung und Senkung des Brustkorbs als beim Menschen. Er aß menschliche Nahrung. Verarbeitete er Sauerstoff oder drehte sich sein Metabolismus um Stickstoff? Nein. Das ergab chemisch keinen Sinn.

Der *Kobanaó* begann zu sprechen, und Taber empfand flüchtig Mitleid mit ihm. Der alte Mann hatte den Stock mit dem Silberknauf in der Hand, ein Zeichen, daß es sich um eine offizielle Erklärung handelte. Nach einigen Sekunden gab Taber es auf. Sobald jemand Regierungsbeamter wurde, begann er sich unverständlich auszudrücken, gleichgültig, um welche Sprache es sich handeln mochte. Schließlich verstummte der alte Mann.

»Wünscht ihr eine gut durchdachte, ehrliche Antwort?« fragte Taber.

Anscheinend wünschte man sie.

»Dann müßt ihr einfachere Worte gebrauchen oder es in einer anderen Sprache versuchen«, sagte Taber.

»Sie scheinen zu wissen, wer das Flugzeug gebracht hat«, beschuldigte ihn der junge Mann.

Aha! Jetzt wußte Taber, warum die Sprache so kompliziert klang. Er versuchte, sich einfallen zu lassen, wie er Vorschläge machen konnte, ohne ihre schon angeschlagene Würde ganz zu zerfetzen. Im Augenblick war er obenauf, aber dort würde er nicht lange bleiben, wenn er nicht sehr flink mit der Zunge war. Und anschließend würde er ganz schnell das Weite suchen müssen. Wieviel Insulin hatte er noch? Der Gedanke

daran zwang zwei Informationsbrocken beinahe mit hörbarem Klicken zueinander.

»Sie, Sir«, sagte er zu dem finsternen jungen Mann. »Sie haben Rio Yaqui nach mir verlassen. Haben Sie mein Bündel aus Narcisos Haus mitgebracht?«

Es blieb einen Augenblick still, bevor der junge Mann widerstrebend nickte.

Und jetzt wußte Taber, weshalb der junge Mann ihn haßte. Kein Mißtrauen, weil er beim *Yori*-Hauptmann gegessen hatte. Schlichte Elementarpsychologie.

»Unser Problem hat mit vielen Faktoren zu tun«, sagte Taber. Drollig, dachte er, daß ich es zu *unserem* Problem mache.

»Manche Sachen in meinem Bündel können von großem Belang sein. Ich muß nachsehen, ob sie noch da sind.« *Hilf ihm, sein Gesicht zu wahren.* »Die Mexikaner könnten das Haus zuvor durchsucht haben«, fügte er hinzu.

Die Ältesten sahen einander an, und der junge Mann verließ den Stollen. Taber stand die angespannte Stille durch. Der Stollen war kaum hoch genug, um aufrecht darin zu stehen. Außerdem begann sich der Ruß, den die ein wenig ranzige Talgkerze verbreitete, immer mehr zu verdichten. Taber versuchte, das zu ignorieren, ebenso die ungehemmte Einstellung der Ältesten zu den Folgen des Bohnenverzehrs. Endlich kam der junge Mann zurück.

Taber öffnete das Bündel und kramte darin. *Dieser Dreckskerl! Ich habe ihm seine Chance gegeben.* Er richtete sich auf und sah den Rar an.

»Egal, was andere sagen mögen, ich weiß, daß ihr keine Wilden seid«, begann er. »Ihr sprecht Spanisch so gut wie ich. Die meisten können lesen. Wahrscheinlich sprecht ihr Englisch. Ihr seid herumgekommen und habt in den großen Städten gearbeitet. Ihr wißt Bescheid über Ärzte und Pillen.

Schlichte Leute glauben, der Arzt verschreibt eine Pille, und sie heilt, was nicht in Ordnung ist. Ich beleidige euch nicht mit einer solchen Unterstellung. Ihr seid Männer von Welt. Ihr wißt, daß es viele Krankheiten gibt, und für jede eigene Mittel.« Taber zögerte einen Augenblick, um zu sehen, wie seine neue Idee ankam. »Diejenigen von euch, die mit *Yori*-Ärzten zu tun gehabt haben, wissen, daß Medizin, die einen Kranken rettet, einen Gesunden töten kann. Ist hier jemand im Dorf, der – « Er suchte nach Yaqui-Worten und übersetzte das Lateinische schließlich wortwörtlich: »Jemand, der Honig pißt?« Aus ihren rätselnden Mienen entnahm Taber, daß die Älteren von Diabetes mellitus noch nichts gehört hatten.

»Wenn ein Gesunder meine Medizin nähme, würde er betrunken werden. Kurz, bevor er das Bewußtsein verlöre, würde er sehr durstig und ganz wild nach etwas Süßem werden. Er würde nur wieder aufwachen, wenn ihm seine Heiligen besonders gut gesonnen wären.« Taber sah den jungen Mann an, der ihn kurz anfunkelte und dann den Blick senkte. Die Ältesten bewegten sich unbehaglich. »Diese Medizin bedeutet mein Leben«, sagte Taber. »Für jeden anderen bringt sie den Tod.« Er beschrieb das Insulin und die Schmerztabletten.

»Vielleicht sind sie aus dem Bündel gefallen«, sagte Taber. »Vielleicht sind sie zu finden, wenn alle gründlich nachsehen. Und während ihr sucht«, fügte er hinzu, »haltet die Augen offen nach tausend Schuß Kleinkalibermunition, die ich als Geschenk für die Herren mitgebracht habe. Wenn es euch nichts ausmacht, ruhe ich mich jetzt ein bißchen aus.« Er lächelte den jungen Mann boshaft an, verbeugte sich vor den Ältesten und entfernte sich mit der Erkenntnis, daß er nun einen Feind mehr hatte. Taber fragte sich, was er ohne die ungewollte Mithilfe des jungen Mannes hätte tun können.

Alarmstufe Rot war anscheinend vorbei, als er sein Bett im Hauptstollen aufsuchte. Er legte sich allein hin und überließ sich dem Zittern. Was nun?

Taber hatte kein wirkliches Vertrauen in seine Geschicklichkeit als Problemloser. Er hatte sich stets treiben lassen und darauf gewartet, daß Probleme sich von selbst lösten oder verschwanden. Aber dieses Dorf hier würde nicht verschwinden. Und der junge Mann auch nicht. Wenn die Ältesten ihn bestrafen, würde er sich an Taber rächen. Wenn er ungeschoren davonkam, würde die Scham ihn in einen noch unvernünftigeren Haß gegen den Mann treiben, der ihn beschämt hatte.

Und der *Chapayeca*? Wie war er hergekommen? Mit einem Raumschiff? Taber fragte sich, wie ein Raumschiff wohl aussah. >Life< und >Look< hatten ziemlich klar festgestellt, daß es im Sonnensystem kein Leben gab. Dann blieb nur ein anderer Stern. Von irgendwoher erinnerte sich Taber, daß Alpha Centauri, der nächstgelegene Stern, um die vier Lichtjahre

entfernt war. Ein Schiff, das diese Strecke zurücklegen konnte, würde den irdischen Raketen nicht ähnlicher sehen als Apollo einem Schubkarren.

Was machte das fremde Wesen hier? Schiffbrüchig? Taber dachte an die Walfänger des neunzehnten Jahrhunderts, die fröhlich von ihrem Schiff desertierten um bei Kannibalen zu leben, bis ein anderer, weniger strenger Kapitän vorbeikäme. Der *Chapayeca* schien bereit zu sein, jede Frage zu beantworten, die man ihm verständlich machen konnte, aber wenn Taber seine Methode nicht vervollkommnete, würde es Monate dauern, bis er etwas erfuhr.

»*Nacho?*« Es war Lico. Der Riese ließ sich neben ihm nieder.

»Ich weiß, ich hätte das nicht tun sollen, aber was blieb mir anderes übrig?« sagte Taber.

Der Indianer seufzte.

»Ich weiß nicht«, sagte er schließlich. »Die Leute passen hier auf Sie auf, aber eines Tages müssen Sie sich selbst vorsehen.«

»Weil wir gerade davon sprechen«, sagte Taber, »wenn dieser Halunke nicht mit meinen Pillen anrückt...«

»Er hat sie und die Munition verdammt schnell gefunden. Hier sind die Pillen. Die anderen Sachen habe ich auch mitgebracht.«

Taber setzte sich auf und kramte herum, während Lico einen Kerzenstummel anzündete. Die Pillen waren geöffnet, und



aus jeder Flasche fehlten ein paar. Taber hoffte boshafterweise, daß jemand von der gewaltigen Verstopfung gequält wurde, die eine Überdosis Schmerzmittel hervorrief. Plumpe Finger hatten versucht, die Minox zu öffnen, und dabei etwas zerbrochen, also würde es keine Bilder geben.

»Wieso hat der *Kobanaó* eigentlich einen solchen Mistkerl in seinen Stab aufgenommen?«

»Hat er nicht. Teta hat sich selbst ernannt. Niemand ist erfreut darüber, aber man hat Angst vor ihm.«

»Er muß Freunde haben«, meinte Taber.

Lico nickte.

»Hören wir auf mit dem Reden«, sagte er.

Taber schaute sich im Stollen um und entdeckte plötzlich, daß er hinter dem schwachen Lichtschimmer von Licos Kerze nichts mehr erkennen konnte.

»Richtig«, sagte er. Lico blies die Kerze aus, und sie versuchten zu schlafen.

Am nächsten Morgen frühstückten sie *Carnitas* mit Bohnen und die üblichen metergroßen Tortillas. Die Stücke Schweinebraten hatten weniger Hautgout, als Taber erwartet hatte. Das Wildschweinfleisch schmeckte sogar weniger nach Fisch als der Speck, den er in der Stadt bekommen hatte. Er hätte gern Eier gehabt, aber seit der Ankunft in Xbampo hatte er weder Hahnenschreie noch Hühnergegacker gehört.

Die eigenartig scharfen und durchdringenden Töne einer Yaqui-Trommel wurden hörbar. Taber und Lico hörten auf

zu frühstücken und gingen hinaus. In einiger Entfernung vom >Mutter<-Kreuz war ein neuer Pfosten aufgestellt worden, quer darüber ein zweiter, eingekerbt und festgezurrert wie der Querstab eines T. Taber sah Lico besorgt an und wußte, daß er seine Funktion erraten hatte.

Die Trommel wurde wieder geschlagen, und zwei von den Männern mittleren Alters aus dem Rat erschienen mit einem dritten zwischen sich.

Taber wäre am liebsten weggegangen. Er hatte dem Mann Gelegenheit gegeben, sich aus der Affäre zu ziehen. Der eigensinnige Narr hatte sie nicht genützt. Jetzt wurden seine Arme an den Querpfosten gefesselt. Taber schaute sich um, ob jemand Brennholz brachte, dann begriff er, daß das kein Kapitalverbrechen war wie Hexenkunst.

Die Trommel dröhnte wieder, und der weißhaarige *Kobanaó* erschien mit dem Abzeichen seiner Amtsgewalt, das um seine Hüften gewickelt war. Ohne weitere Zeremonie nahm er es ab und begann.

Aus dem Augenwinkel sah Taber ausdruckslose Gesichter, hier und dort eine leicht zufriedene Miene. Andere Gesichter, meist junge, wirkten unzufrieden. Offensichtlich fühlte man sich nicht stark genug, den Anführer zu befreien. Oder hatte ihr Anführer sie mit seiner Dieberei im Stich gelassen? Wie hatten sie den Diebstahl vertuschen wollen? Schweiß brach aber aus allen Poren, er fühlte sich plötzlich ganz schwach, da ihm klar wurde, wie man das Vergehen hatte vertuschen wollen. Jetzt wußte er, weshalb Lico die letzten ein, zwei Tage beim Ritt so nervös gewesen war.

5

Der junge Mann ertrug die Hiebe stumm und stemmte sich gegen den Boden. Sein Rücken war schon blutig. Die Wadenmuskeln zitterten, und seine Knie begannen einzuknicken. Taber waren Schmerzen nichts Fremdes. Er wußte genau, was der junge Mann durchlitt. Er schob sich hinter einen Felsen und gab lautlos sein Frühstück von sich.

Als seine Augen zu tränen aufhörten, drehte Taber sich um und begegnete dem ironischen Lächeln von Páaros, dem Clown, der ihn dem *Chapayeca* vorgestellt hatte.

»Kater?« fragte der junge *Pascola*.

Taber schüttelte den Kopf.

»Fühle mich immer noch nicht gut«, erklärte er.

»Mich macht auch manches hier krank«, sagte Páaros.

Taber fühlte sich unangenehm berührt, schüttelte aber seine Besorgnis rasch ab. Zum Teufel noch mal, wie konnte er noch tiefer in das Ganze verwickelt werden, als er schon war?

»Auf welcher Seite stehen Sie?« fragte er.

»Wie der Hauptmann im Delta mochte ich Frieden und Wohlstand für Rio Yaqui.«

»Ich habe Sie nicht gesehen, als er das sagte.«

»Er sagt das bei jeder Gelegenheit.«

»Und Sie glauben ihm nicht?«

»Natürlich glaube ich ihm. Die Frage ist nur: Frieden und Wohlstand für wen?«

»Behandeln euch die Mexikaner nicht gerecht?«

»Rio Yaqui hat uns einmal ganz gehört, nicht nur zur Hälfte.«

Taber seufzte.

»Hollywood hat einmal den Spaniern gehört. Israel den Kanaanitern. Mein Haus hat mir auch einmal gehört.«

»Es ist nicht gerecht.«

»Da haben Sie verdammt recht!« fauchte Taber, an sein Haus denkend. »Aber Politik ist als die Kunst des Möglichen definiert worden.«

»Was heißt das?«

»Es heißt, daß es schlechter stehen könnte.«

»Zum Beispiel wie?«

»Warum fragen Sie das mich? Fragen Sie Ihre Eltern. Sie werden noch wissen, wie es war, hier durch das Gebirge flüchten zu müssen, von Feinden umgeben – wie es war, vor der Kavallerie zu fliehen, um dann von Flugzeugen beschossen zu werden. Wenn ihr jungen Leute so scharf aufs Kämpfen seid, kenne ich ein Land, wo sie euch brauchen können. Aber bevor ihr euer Volk mit hineinzieht, erinnert euch daran, daß es sein Teil schon beigesteuert hat.«

»Sie reden genau wie die alten Männer hier.«

»Jeder alte Mensch war einmal jung. Es könnte euch nichts schaden zu hören, wie es ist, wenn man die Leichen von Frau und Kindern aus der Asche seines Hauses zieht. Allerdings könnt ihr so ja leicht gewinnen. Ihr seid zehntausend, die Mexikaner nur vierzig Millionen. Eure Luftwaffe schafft das spielend.«

»Wir haben etwas Besseres als eine Luftwaffe«, sagte der junge Clown selbstzufrieden.

»Gewiß«, meinte Taber verächtlich. »Den Willen zum Sieg. Ihr habt die falschen Bücher gelesen.«

»Den Willen zum Sieg haben wir auch«, sagte Páaros, »aber ich spreche von etwas Besserem als einer Luftwaffe – von etwas, das die Mexikaner nicht haben. Etwas, das nicht einmal die Gringos haben.«

»Na klar«, sagte Taber. Und als er es sagte, hätte er sofort gewettet, daß er sich irrte.

Zehn Minuten später hatte Taber den *Chapayeca* unten an der Quelle gefunden.

»Haben Sie den Indianern Waffen verkauft?« fragte er scharf.

»Nein.«

»Haben Sie irgend etwas verkauft?«

»Nein.«

»Haben Sie sie verschenkt?«

»Es ist nicht meine Art, Geschenke zu machen, ohne auf eine Gegenleistung zu hoffen.«

»Was haben Sie dann getan, um diese jungen Kerle glauben zu machen, sie könnten es mit der ganzen mexikanischen Armee aufnehmen?«

»Ich weiß nicht.«

»Quatsch!« knurrte Taber.

»Ja.«

»Was ja? Ach, Sie wissen, was Emotionen sind?«

»Ja.«

»Haben Sie welche?«

»Ja.«

»Ärgern Sie sich nicht, wenn ich Ihnen Fragen stelle?«

»Nein.«

»Wie fühlen Sie sich jetzt?«

»Ganz gut.«

Taber seufzte. Was für ein Gehirn hatte dieses Wesen überhaupt?

»Haben Sie übrigens einen Namen?« fragte er.

»Ja.«

»Und wie lautet der?«

Der *Chapayeca* sprach einen ganzen Absatz zischender Laute, der nur wenig länger war als die juristische Beschreibung eines Grundstücks in Florida.

»Das ist alles?« sagte Taber.

»Ja.«

»Irgendwie scheint er irdischer Mentalität nicht ganz so angemessen zu sein. Ich glaube, ich werde Sie Chap nennen. Wissen Sie, was das heißt?«

»Ja.«

»Haben Sie etwas einzuwenden?«

»Nein.«

Taber bedachte Chaps sanfte Neutralität, und er kam auf den Gedanken, daß Maultiere und ganz junge Kinder etwas gemeinsam haben.

»Wie hoch ist Ihre Durchschnittslebenserwartung in Erdjahren?« fragte er.

Der *Chapayeca* schwieg. Als Taber davon überzeugt war, daß er nicht antworten würde, sagte er: »Ich weiß nicht.«

»Wie alt sind Sie?«

»Ich weiß nicht.«

Taber fuhr mit beiden Händen durch seine schütterten Haare.

»Sind Sie jung, in mittlerem Alter oder alt? Sind Sie ein Kind?«

Der *Chapayeca* überlegte.

»Meine Haut ist noch blau«, sagte er. »Ich nehme an, ich bin nicht alt.«

»Sind Sie jung?«

»Meine Haut ist blau.«

Und damit hatte es sich wohl, dachte Taber.

»Handeln die Jungen eurer Gattung impulsiv, oft auf eine Art, um die Älteren zu schockieren?«

»Ja.«

»Dürfen wir davon ausgehen, daß Sie über dieses Stadium hinaus sind?«

»Ist das jemand?«

Taber gab es auf.

»Sie müssen mit irgendeinem Schiff gekommen sein«, fuhr er nach einer Pause fort. »Wo ist es?«

»Gut versteckt.«

»Funktioniert es noch?«

»Nein.«

»Was ist los damit?«

»Ich weiß nicht.«

»Haben die Indianer es gesehen?«

»Ich weiß nicht.«



»Könnten Sie es finden?«

»Nein.«

»Haben Sie bei der Landung etwas Spektakuläres gemacht – leuchtend farbige Streifen am Himmel oder dergleichen?«

»Das Schiff ist unsichtbar.«

»Aber es befindet sich am Boden und kreist nicht irgendwo über der Erde?«

»Ja.«

»In der Nähe hier?«

»Ja.«

»Wie bald nach der Landung haben die Indianer Sie gefunden?«

»Nach drei Tagen.«

»Haben sie Sie gesucht?«

»Ich glaube, sie waren auf der Jagd. Es war vor einem Jahr um diese Zeit, und zuerst glaubten sie, ich sei ein Mann in einem ihrer Kostüme.«

»Halten Sie es nicht für einen merkwürdigen Zufall, daß Sie einem mythologischen Dämon auf diesem Planeten gleichen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Vielleicht waren wir schon einmal hier.«

»Habt ihr damals Kinder geraubt?«

»Ich weiß nicht.«

»Tja«, sagte Taber seufzend, »diesmal tun Sie es. Wissen Sie, was mit den meisten der jungen Männer geschehen wird, die sich auf einen Kampf mit den Mexikanern einlassen?«

»Sie werden sterben.«

»Stört Sie das?«

»Der Tod ist unwiderruflich. Das Leben bietet mehr Alternativen.«

»Haben Sie sie gewarnt?«

»Ja.«

Über seinem Kopf surrte etwas. Zuerst dachte Taber an eine Kugel, dann begriff er, daß er sie wirklich hatte fliegen sehen. Ein Stein, stellte er fest, aber er mußte von einer Schleuder abgefeuert worden sein. Bevor er erschrecken konnte, flog ein zweiter direkt auf ihn zu, von den Bäumen hinter dem *Chapayeca* her.

Chap streckte den Arm aus, ohne hinzusehen. Der Stein wurde plötzlich langsamer und fiel leicht in seine ausgestreckte Hand. Er gab ihn Taber. Taber betrachtete den glatten Stein und erinnerte sich an Licos Worte.

»Sie tun das so, als passiere das die ganze Zeit«, sagte er.

»So ist es«, sagte das fremde Wesen.

Taber hatte eine Idee.

»Die jungen Feuerfresser glauben, sie können Sie voranmarschieren lassen, dann werden sie von mexikanischen

Kugeln nicht getroffen!« Er zögerte einen Augenblick. »Geht das?«

»Nein.«

»Können Sie den Radius so ausdehnen, daß die dämpfende Wirkung noch andere Leute schützen könnte?«

»Nein. Sie sind schon am Rand.« Taber war ungefähr einen Meter von dem Wesen entfernt. Seine Nackenhaare sträubten sich, als ihm klar wurde, daß ein aus der anderen Richtung geschleudertes Stein nur sehr wenig abgebremst werden würde.

»Macht es Ihnen etwas aus, hinter mir zu gehen?« fragte er. »Ich halte es für besser, zur *Plaza mayor* zu gehen, wo mehr Leute sind.« Der *Chapayeca* schloß sich ihm bereitwillig an, als er mühsam die Stufen zum Abfallplatz hinaufstieg.

»Jemand hat einen Stein nach mir geworfen«, erklärte Taber den versammelten Ältesten. »Mir ist klar, daß Sie nicht für jedermann die persönliche Verantwortung übernehmen können, aber es liegt in Ihrem Interesse, daß ich am Leben bleibe. Ich weiß jetzt, warum der *Yori*-Hauptmann nervös ist, weil ich weiß, was eure jungen Männer vorhaben. Ich vertraue darauf, daß die Herren alt und klug genug sind, um zu wissen, wie aussichtslos das wäre.« An ihren gequälten Gesichtern erkannte Taber, daß mehrere Älteste zu dieser Schlußfolgerung nicht ohne langwierige Gewissenserforschung gelangt waren. »Sie sind gerecht mit mir umgegangen, also möchte ich auch ehrlich sein. Der *Chapayeca* scheint ein

anständiger Kerl zu sein, aber er lockt das Böse in euren jungen Männern nach oben. Es wird keinen Frieden geben, bis er dieses Dorf und das Land endgültig verläßt. Auch ich muß fort, damit der *Yori*-Hauptmann weiß, daß das Böse fort ist und ich es mitgenommen habe. Ich warte draußen, während ihr euch besprecht.«

Lico war unglücklich, als Taber die Ratskammer verließ.

»Wir sind doch eben erst hergekommen«, protestierte er.

»Du kannst ja zurückkommen. Kannst du uns zur Grenze führen, ohne daß der *Yori*-Hauptmann etwas merkt?«

Lico überlegte.

»Leicht ist das nicht«, meinte er schließlich. »Man muß viele Umwege machen.«

»Wie lange würde es dauern?«

»Zwei, drei Wochen. Hängt von Ihnen ab.«

Taber schauderte bei der Vorstellung von drei Wochen auf einem Maultierrücken. Bevor er weitere Fragen stellen konnte, rief ihn der Bote des *Kobanaó* zurück.

»Es ist am besten, wenn Sie gehen«, sagte der alte Mann. »Wir werden tun, was wir können, um dafür zu sorgen, daß man Sie auf dem Heimweg nicht belästigt.«

»Und der *Chapayeca*?« fragte Taber.

»Er war schon ein Jahr hier, bevor das Flugzeug kam. Er hat nichts getan. Er kann bleiben.«

*Hier weggehen, ohne auch nur ein Foto zu haben!*

»Der Dämon muß auch fort«, wandte Taber ein. »Ich weiß, daß er nichts getan hat, aber eure jungen Männer würden ihn im Krieg gegen die *Yorim* einsetzen. Ihr habt Teta Einhalt geboten – vielleicht. Solange der *Chapayeca* aber hier ist und eure jungen Männer in Versuchung führt, wird es keinen Frieden geben.

Es gibt noch eine zweite, größere Gefahr«, fuhr Taber fort. »Ihr seid daran gewöhnt, Geister, Dämonen und andere magische Wesen zu sehen. Für euch ist das nichts Besonderes. Aber die *Yorim* kennen keine Geister oder Dämonen.«

Die alten Männer reagierten ungläubig.

»Es ist wahr«, betonte Taber. »Ich bin viel herumgekommen – vielleicht noch weiter als die ehrwürdigen Herren hier. Und doch ist das in meinem ganzen Leben der erste Dämon, den ich gesehen habe.

Es ist schön hier. Ihr geht in guten Straßen, ohne daß euch *Yorim* stören – Anwesende ausgenommen. Aber der *Yori*-Hauptmann weiß von diesem Ort. Er wußte natürlich nicht genau, wo er war, bevor das Flugzeug kam. Aber wenn bekannt werden würde, daß es hier einen echten Dämon gibt...« Taber ließ die Worte in der Luft hängen. Er räusperte sich und wartete, um ihnen Gelegenheit zu geben, diese Neuigkeit zu verdauen. »Es würden nicht nur die Mexikaner kommen«, fuhr er fort. »Der Ort würde von Wissenschaftlern aus allen Ländern der Erde überrannt werden. Ihr hättet es mit einer Invasion von Gringos zu tun. Nach ihnen kämen die Russen.« Taber atmete tief ein. »Und wundert euch nicht«, fügte er hinzu, »wenn

eines Tages diese Berge von Tausenden bewaffneter Chinesen gestürmt werden, die alle den *Chapayeca*-Dämon suchen!«

Der Rat hielt kollektiv den Atem an, und Taber wußte, daß er tiefen Eindruck gemacht hatte. Die Yaqui teilten mit den Mexikanern einen gemeinsamen Abscheu vor allem Chinesischen. Ein bewaffneter Chinese war keine Gefahr, sondern ein Sakrileg.

Der *Kobanaó* schüttelte verwirrt den weißhaarigen Kopf.

»Aber wir können den *Chapayeca* nicht einfach dem Hungertod überlassen«, klagte er.

»Solange er bei mir bleibt, verhungert er nicht«, sagte Taber.

»Sie – Sie würden ihn mitnehmen?«

»Versteht sich«, sagte Taber.

»Er ißt sehr viel«, warnte der *Kobanaó*.

»Beim Mutterkreuz«, schwor Taber, »solange ich Leben und Geld habe, wird der *Chapayeca* nicht verhungern.«

»Vielleicht will er nicht fort«, sagte der *Kobanaó*.

»Warum fragen wir ihn nicht?«

Der *Kobanaó* und seine Kollegen waren so außer sich geraten, daß niemand auf eine Antwort kam. Unsportlich von ihm, sie um das Vergnügen zu bringen, endlos über ein Problem zu diskutieren, das wußte Taber, aber er hatte es eilig. Plötzlich fiel ihm die Grabinschrift in einer Geschichte von Kipling

ein: >Hier liegt ein Narr, der den Osten hereinlegen wollte.<  
Zauderten die Inder mehr als die Indianer?

Schließlich wurde der *Chapayeca* nach ein paar halbherzigen Diskussionsversuchen geholt. Der *Kobanaó* umklammerte fest den Stock mit dem Silberknauf und richtete sich auf.

»Willst du mit Don Ignacio fortgehen?« fragte er.

Ohne jedes Zögern sagte der *Chapayeca*: »Nein.«

»Sind Sie übergeschnappt?« entfuhr es Taber. Hatte dieses Wesen überhaupt ein Gehirn? Wie dachte es? Verzweifelt suchte Taber in seinem deutschen Wortschatz, der hauptsächlich aus Schlagerzeilen bestand. »Willst du reich werden?« fragte er schließlich.

Der Gedanke, reich zu werden, überbrückte eine Synapse irgendwo im Gehirn des Wesens.

»Ja«, sagte er.

»Dann mußt du mit mir kommen.«

Die Ältesten blickten grimmig, aber Taber vermutete, daß sie lieber gestorben wären, als zuzugeben, daß sie nicht verstanden, was vorging. Wahrscheinlich dachten sie, er spreche eine seltsame Art Englisch. Was auch wieder stimmte.

Der *Chapayeca* wandte sich wieder dem *Kobanaó* zu.

»Ich hatte die Frage nicht verstanden«, sagte er. »Ich gehe, Don Ignacio. Er verspricht, mich reich zu machen.«

Warum habe ich mich mit einer anderen Sprache angestrengt? dachte Taber.

Obwohl sie augenblicklich unglücklich waren, lehnten die Ältesten die Bitte des fremden Wesens nicht ab. Taber suchte Lico, der sich am Stolleneingang sonnte, und sie begannen mit der Planung.

Im Dorf gab es keinen Überfluß an Nahrung, aber bis zum nächsten Morgen hatten sie Vorräte für drei Wochen zusammengebracht – *Pinole*, Reis und Bohnen, zuzüglich eines halben Pfundes unfafßbar scharfer *Pico de pájaro*-Pfefferschoten, die Lico für unentbehrlich hielt. Taber störte sich an den Bohnen, weil er ohnedies Schmerzen genug auf dem Maultier erleiden würde und nicht wieder Nervenkrämpfe provozieren wollte, wie sie sich bei stark blähender Nahrung einzustellen pflegten, aber Fleisch gab es nur wenig und getrocknetes schon gar nicht.

Ihre beiden Maultiere waren dick und ausgeruht, aber für den *Chapayeca* war keines zu finden. Schließlich arrangierte Lico mit Tabers Geld die Miete eines Pferdes, das Lico auf dem Rückweg irgendwo anders abliefern sollte.

Alles war für einen frühen Aufbruch gerüstet. Taber bestieg sein Tier ohne Hilfe. Ziemlich stolz darauf, wartete er, während Lico dem *Chapayeca* einen Schnellkurs im Reiten gab. Nach dem Lehrgang ging das Wesen von links auf das Pferd zu, ergriff die Zügel und hob das Bein.

Das Pferd scheute. Das Wesen erholte sich überraschend schnell und versuchte es erneut. Das Pferd scheute wieder. Lico hielt ihm den Kopf und versuchte es zu beruhigen, während das Wesen einen neuen Versuch unternahm. Sekunden später rollte sich Lico davon und entging nur



knapp den Hufen des sich aufbäumenden Gauls. Mit einigen treffenden Ausdrücken bestieg der Indianer sein Maultier und fing das Pferd ein. Nach einer halben Stunde und zahlreichen vergeblichen Versuchen stand fest, daß es nie ein Verhältnis zwischen dem Pferd und dem *Chapayeca* geben würde.

»Muß sein Geruch sein«, meinte Taber.

Lico sah den *Chapayeca* betroffen an, und Taber wußte, daß die Fremdartigkeit des Wesens dem Indianer zum erstenmal auffiel. Er fragte sich, ob Hunde heulen würden, wenn sich der Dämon näherte. Resigniert band Lico das Pferd an der Windseite des Maultieres an und begann, den *Chapayeca* seinem Maultier vorzustellen.

Das Maultier war ebenfalls fremdenfeindlich.

Eine Stunde später verließen sie den Cañon. Voraus ging der *Chapayeca*, gefolgt von Lico, der das unruhige Pferd ritt und ein überaus nervöses Maultier mitführte. Taber ritt in so weitem Abstand hinterher, daß sein Tier den Geruch des fremden Wesens nicht ganz mitbekam. Trotzdem schaute das Maultier immer zu Taber hoch und ließ sehr viel Weißes im Augapfel sehen.

Sie erreichten die Cañonmündung, und der Wind kam nun von hinten. Lico kehrte die Marschordnung um und ließ den *Chapayeca* nachfolgen, damit die Tiere seinen Geruch ständig witterten. Als sie es zu Mittag wieder versuchten, weigerten sich aber Pferd und Maultiere nach wie vor, das blauhäutige Fremdwesen zu tragen.

»Wie geht es Ihren Füßen?« fragte Taber.

»Gut«, sagte Chap.

»Sind Sie müde?«

»Nein.«

»Werden sich Ihre Schuhe verschleifen?«

»Was für Schuhe?«

Taber seufzte und versuchte, nicht nachzudenken. Sie ritten weiter durch die Nachmittagshitze, und Taber hing seinen tagträumerischen Privatgedanken nach, fuhr ab und zu hoch, um die Schmerzen zu verfluchen, die ihn immer wieder daran erinnerten, daß er kein Recht mehr hatte, auf diese Art und Weise unterwegs zu sein. Sein Maultier beruhigte sich immer noch nicht und bestand darauf, sich häufig umzuschauen. Erst am späten Nachmittag fiel Taber auf, daß das Tier auch dann zurückblickte, wenn der Geruch des *Chapayeca* aus einer ganz anderen Richtung kam.

Er trieb sein Maultier an und holte Lico ein.

»Wir werden verfolgt«, sagte er.

»Ich weiß. Nicht so eng zusammen.«

»Warum?«

»Wenn er damit rechnen könnte, uns alle gleichzeitig zu erwischen...«

Taber war sich eines Prickelns zwischen den Schulterblättern bewußt, zügelte sein Tier aber, bis Lico ein paar hundert Meter Vorsprung hatte. Der *Chapayeca* holte ihn ein und lief vorbei.

»Wir werden verfolgt«, sagte Taber.

»Ich weiß.«

»Wissen Sie, wer?«

»Ja.«

»Woher?«

»Sein Herz.«

»Was?«

»Es schlägt etwas unregelmäßig, wenn er erregt ist. Es klang genauso, als er ausgepeitscht wurde.«

»Sie können seinen Herzschlag hören, wenn wir ihn nicht einmal sehen können?«

»Sie nicht?«

»Eigentlich nicht«, sagte Taber. Plötzlich fiel ihm ein, daß das Wesen unverwundbar war, also hatte es keinen Zweck, Distanz zu halten. »Was wissen Sie noch über ihn?«

»Er versteckt sich. Ich glaube, er will nicht, daß wir ihn sehen.«

»Sollte mich nicht wundern«, meinte Taber. »Ist er bewaffnet?«

»Nein.«

Taber war eben dabei, aufzuatmen, als das Wesen hinzufügte: »Natürlich hat er ein Gewehr.«

Taber fragte sich, was der *Chapayeca* eigentlich als Bewaffnung ansah.

Den ganzen Nachmittag zogen sie hinauf durch ein Tal, das sich ständig verengte, während es bis zur Höhe der es umgebenden Berge anstieg. Der Boden war mager, kaum genug Erde, um die Steine zusammenzuhalten. Es gab nur vereinzelte, verkümmerte Bäume. Taber bedankte sich stumm bei dem weiten Land, das ihren Verfolger zwang, Distanz zu halten. Was würden sie tun, wenn sie wieder Wald erreichten? Taber beschäftigte sich mit verschiedenen Plänen zu seinem Schutz, sobald sie ein Lager aufschlagen mußten. Die Schatten wurden länger, und die Maultiere mußten immer wieder angetrieben werden. Taber fragte sich, ob sie fünfzehn Meilen schaffen würden.

Sie kamen durch ein Dickicht von *Carrizos*, wo unterirdisches Wasser das Wachstum des Rohrs förderte. Taber dachte beunruhigt an einen Hinterhalt, aber Lico kam auf der anderen Seite heraus, bevor er und der *Chapayeca* hineinkamen. Bei genauer Überlegung mußte Taber Lico recht geben. Ihr Verfolger hatte im Dorf Gesicht genug verloren. Er würde nicht das Risiko eingehen, nur einen von ihnen umzubringen, damit die anderen es weitererzählen konnten. Während das Maultier sich durch das Dickicht zwängte, fiel Taber ein, daß es Zeit für sein Insulin war. Als er in seiner Tasche kramte, stieß er auf sein Klappmesser. Nachdenklich zog er es heraus und schnitt ein Stück von dem hohlen, bambusartigen *Carrizo* ab.

Als das Maultier auf der anderen Seite aus dem Dickicht brach, konnte Taber die Arme wieder frei bewegen. Er schluckte sein Insulin und begann das Rohr zurechtzuschneiden, bis er

eine flötenartige Röhre, etwa zwanzig Zentimeter lang und etwas mehr als einen Zentimeter dick, hatte.

Es wurde dunkel, zwar wäre das Pferd bereitwillig weitergestolpert, aber die Maultiere weigerten sich. Die kleine Gruppe hatte das Tal hinter sich gelassen und befand sich auf einem weiten Hochplateau, das kein Versteck bot.

»Können ruhig lagern«, schrie Lico.

Während der Indianer die bescheidenen Portionen verteilte, kramte Taber in den Vorräten, bis er fand- was er suchte. Er breitete die Satteldecke aus, schüttete eine halbe Handvoll Pulver darauf und verrührte es mit der flaumigen Asche des Feuers, wobei er einen Stock benutzte.

»Spielen Sie *Wokhimari*?« fragte Lico.

»Nein«, sagte Taber. Er hatte das Yaqui-Fußballspiel mit je einem Spieler pro Seite gesehen, bei dem alles erlaubt war. Ganze Vermögen und gelegentlich Ehefrauen waren verloren worden bei dem Versuch, den Ball über ein Tor zu bekommen, entgegen den Wünschen gegnerischer Zauberer, die Sprüche auf sagten und ihre wirksamste Magie aufboten.

Lico sah ihn nachdenklich an und starrte dann in die Dunkelheit. Das Feuer war inzwischen erloschen. Es war eine mondlose Nacht. Aber im Licht der Sterne konnte man weit sehen, wohl etwa hundert Meter.

»Lieber nicht zu nah beieinander schlafen«, meinte der Indianer.

»Kugeln können Chap hier nichts anhaben«, sagte Taber.

»Das habe ich gehört, aber nicht geglaubt«, sagte Lico.  
»Dann bleibt er besser bei Ihnen.«

Taber wollte Einwände erheben, aber Lico fuhr fort: »Ich bin schneller als Sie. Außerdem weiß ich nicht, ob er wirklich etwas gegen mich hat.«

»Was heißt das?«

»Wenn er glaubt, hier anschleichen und Sie töten zu können, ohne daß ich es sehe – « Lico runzelte die Stirn. »Aber wenn er weiß, daß er den *Chapayeca* nicht töten kann-«

»Chap, was hat Teta mit Ihnen tun wollen?«

»Nichts.«

»Gar nichts? Hat er jemals mit Ihnen gesprochen?«

»Ja.«

»Was hat er gefragt?«

»Er hat gefragt, ob noch mehr von meiner Art kämen.«

Taber hatte einen kleinen Schweißausbruch, als ihm klar wurde, daß er diese Frage nie gestellt hatte.

»Was haben Sie ihm gesagt?«

»Ich sagte, ich wüßte es nicht.«

»Liegt nahe«, meinte Taber. »Kennen Sie den Unterschied zwischen der Wahrheit und einer Lüge?«

»Ja.«

Taber überlegte. Schließlich sagte er: »Zum Teufel damit. Vielleicht kann ich etwas schlafen.«

Lico schulterte seine Decken und schlenderte hundert Meter fort zu dem Pferd und den Maultieren, die traurig beieinanderstanden und ab und zu ein Büschel schütteres Gras rupften. Taber entrollte seine eigenen Decken und legte sich hin. Der *Chapayeca* kauerte sich neben Taber und richtete das nadelnasige Gesicht zu den Sternen.

»Welcher ist Ihrer?« fragte Taber.

»Ich weiß nicht.«

»Stört es Sie nicht, so weit weg von Zuhause zu sein?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht.«

Taber blickte in die Dunkelheit, um zu sehen, ob Lico weit genug weg war. Er bewegte die Lippen und murmelte: »Können Sie mich hören?«

»Ja.«

»Können Sie den Mann hören, der uns folgt?«

»Ja.«

»Ist er in der Nähe?«

»Nein.«

»Wo ist er?«

»Er wäscht sich am letzten Wasserloch.«

Taber rechnete nach. Mindestens zwei Meilen hinter ihnen im Tal, schätzte er.

»Er wäscht sich die Haare?« sagte er plötzlich.

»Es klingt so.«

»Das ist eine rituelle Reinigung«, erklärte Taber. »Anschließend wird er herkommen, um mich zu töten. Macht Ihnen das etwas aus?«

»Sie haben mich gefragt, ob ich reich werden möchte.«

»Sehr gut«, sagte Taber und grinste. »Jetzt hören Sie auf mein Herz und meine Atmung.«

»Sie sind so laut, daß ich kaum Teta hören kann.«

»Gut«, sagte Taber. »Kommen wir zurück auf Wahrheit und Lügen. Ich vertraue Ihnen ein Geheimnis an. Wenn ein Mensch zu lügen versucht, atmet er schneller. Sein Herz schlägt schneller. Darüber haben wir keine Gewalt. Wissen Sie, daß ich die Wahrheit spreche, wenn ich sage, ich will Ihnen nichts Böses tun, ich werde so handeln, daß wir beide bald reich werden können?«

»Ja.«

»Dann wissen Sie, daß ich die Wahrheit spreche. Und jetzt sagen Sie mir, wie kann ich wissen, ob Sie ehrlich zu mir sind?«

»Das können Sie nicht.«



6

»Das kann ich nicht?«

»Ich könnte Ihnen sagen, daß ich immer die Wahrheit spreche, aber Sie hätten ebenso wenig die Möglichkeit, das zu beweisen, wie ich wissen kann, ob Sie Ihr Herz und Ihre Atmung zu steuern vermögen.«

Taber seufzte. Wenigstens war Chap nicht so dumm, wie es den Anschein gehabt hatte.

»Wo ist der Mann, der uns folgt, jetzt?«

»Er kommt eben über den Cañonrand. Er lauscht. Ihr hört nicht sehr gut, wie?«

»Manche von uns hören besser als andere«, sagte Taber ausweichend. Plötzlich wurde ihm klar, daß das die erste Frage war, die Chap je gestellt hatte. »Sie trauen mir nicht, und ich traue Ihnen nicht«, sagte er. »Trauen Sie dem Mann, der hierherkommt, um mich zu töten?«

»Nein.«

»Werden Sie mir helfen?«

»Wenn ich es tue, und Sie verlieren, wird er zornig sein.«

»Er kann Ihnen nichts tun. Warum haben Sie Angst?«

»Ich brauche Nahrung.«

Taber wußte darauf keine Antwort.

»Ist Lico wach?« fragte er nach einer Pause.

»Er versucht, wach zu bleiben, aber seine Atmung wird schwer und gleichmäßig.«

Armer Lico, dachte Taber. Auf dem Hinweg hatte er einen Invaliden und jetzt zwei hoffnungslose Pfuscher zum Gefährten.

»Wo ist unser Wanderer jetzt?«

»Er hat ungefähr den halben Weg hinter sich. Bald wird er hören, wie ich Ihnen antworte.«

»Sie wollen mir nicht helfen?«

»Ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich sehe in diesem Licht nichts.«

»Wie finden Sie sich zurecht?«

»Durch Echos.«

»Aha«, sagte Taber. »Na, dann gehen Sie jetzt lieber.«

Das fremde Wesen zog sich stumm zurück. Taber schluckte zwei Schmerztabletten. Wenn er richtig kalkulierte, würde er sich dadurch etwas freier bewegen können, ohne daß er mehr behindert wurde als er es schon war. Er tastete in der Dunkelheit herum und fand einen glatten Stein, der genau in seine Hand paßte. Er griff nach dem Sattel und zog ihn auf seinen Brustkorb, so daß der Sattelknopf über seine Kehle ging und beinahe sein Kinn berührte. Er schob eine Hand in die Tasche, um sich zu vergewissern, daß das *Carrizo*-Rohr zur

Stelle war. Er fand ein schweißgetränktes Taschentuch und legte es sich wie eine Binde über die Augen, dann überlegte er es sich anders und behielt es in der Hand.

Schlangen, Eidechsen, Känguruhratten huschten durch das schütterte Gras. Taber zwang sich, tief zu atmen, bemüht, wie ein Schlafender zu wirken. Irgendwo heulte ein Präriewolf. Minuten vergingen, jede eine Ewigkeit. Er glaubte, dort draußen jemanden zu hören, der auf ihn zukroch, dann sah er, daß es nur ein Insekt war.

Er drehte langsam den Kopf zum Tal hin. Niemand war zu sehen.

Taber fror plötzlich und unterdrückte ein Zittern. Verdammt, natürlich war da niemand! Kein Indianer würde aus der Richtung kommen, wo man ihn vermutete. Taber begann den Kopf langsam in die andere Richtung zu drehen. Der Präriewolf heulte wieder und erhielt diesmal Antwort. Nach einer Minute blickte Taber in die andere Richtung.

Wieder nichts. Dann fiel ihm ein dunklerer Fleck ziemlich in der Nähe auf. Ein Grasbüschel? Da, es bewegte sich! Sein Atem stockte eine Sekunde, dann beherrschte sich Taber wieder. Er umklammerte den glatten Stein und hielt das Carrizo-Rohr wie eine Zigarre zwischen den Zähnen. Er hoffte, daß es bei diesem Winkel nicht sichtbar war. Alles hing davon ab, daß der andere glaubte, er schlafe. Er überlegte, ob er es wagen sollte zu schnarchen. Zu auffällig. Jetzt brauchte nur noch sein Bein mit den Zuckungen anzufangen. Nur gut, daß er an die Schmerztabletten gedacht hatte. Dank seines fast leeren Magens hatten sie rechtzeitig gewirkt.

Das Grasbüschel kam näher. Es war keine sieben Meter mehr entfernt. Angstvoll fragte sich Taber, was der Gegner als nächstes vorhabe. Plötzlich spürte er die Berührung von Fingern. Vor Schreck wie gelähmt, fühlte er, wie die Finger den Sattel über seinem Brustkorb ertasteten und bis zu seiner Kehle krochen. Taber sah die Silhouette eines Messers im Sternenlicht. Er atmete ein und blies das Gemisch von Asche und gemahlenen roten Pfefferschoten in das Gesicht des Messerstechers, genauso wie Hexenmeister gegnerische Spieler zu behandeln pflegten.

Der Pfeffer begann zu wirken. Taber war überrascht, daß der Getroffene nicht aufschrie vor Schmerz. Er mußte sehr willensstark sein. Der Indianer rieb sich die brennenden Augen, fuhr herum und rannte davon. Nach zehn oder zwölf Schritten stolperte er und stürzte.

Taber raffte sich auf. Bevor er den Flüchtenden erreichen konnte, war dieser wieder aufgesprungen und weitergelaufen. Aber während seiner ziellosen Flucht hatte er die Richtung gewechselt. Er rannte genau auf Taber zu. Taber streckte den Fuß vor. Als der andere der Länge nach hinfiel, schlug er mit dem Stein zu.

Der Mann bäumte sich auf wie ein frisch abgestochener Stier.

Taber riß den Gürtel aus seiner Hose und fesselte die Hände des Mannes hinter seinem Rücken. Während er etwas suchte, womit er die Füße fesseln konnte, kam Lico herbeigerannt.

»Nicht umbringen«, sagte Taber.

Nach wenigen Augenblicken hatte Lico den jungen Mann festgeschnürt wie einen Rollbraten, und Taber hatten seinen Gürtel wieder. Sie zündeten ein Feuer an, beim flackernden Licht schob Taber die Augenlider des Gefesselten hoch. Die Pupillen waren geweitet, was nur schwach zu erkennen war infolge der stark geröteten Kapillaren. Es würde Stunden, möglicherweise Tage dauern, bis der junge Mann wieder normal sehen konnte. Seine Atmung veränderte sich. Er wand sich. Lico brachte ihn mit Tritten zum Erwachen.

Taber sah sich seinen Gegner an. Die Beule an Tetas Hinterkopf vergrößerte sich. Seine Augen tränkten von der Asche und dem Pfeffer. Nach einer Weile richtete der junge Mann den Blick auf Taber.

»Töten Sie mich oder ich Sie«, sagte er.

Taber spürte, wie ihn ein Zittern überfiel. Er setzte sich dem Gefesselten gegenüber und versuchte unauffällig, seinen Körper in eine Lage zu bringen, bei der es möglichst wenig schmerzte.

»Wenn ich wirklich bösartig wäre«, sagte er nach einer Weile, »würde ich dich genauso zurichten wie mich. Dann wärst du für keinen Menschen mehr eine Bedrohung. Sterben -« Taber spuckte aus, mit unnötiger Dramatik, denn er hatte bereits Tetas volle Aufmerksamkeit. »Töten ist leicht«, sagte Taber. »Ich versuche, einen Weg zu finden, wie man dich am Leben lassen kann.«

»Töten Sie ihn, wie er Sie töten wollte«, sagte Lico. »Nur ganz langsam.«

»Vielleicht hätte ich Lust dazu«, erwiderte Taber, »aber wir müssen praktisch denken. Ich möchte keine Blutfehde mit seiner Familie heraufbeschwören.«

»Warum muß sie es erfahren?« fragte Lico. »Wir begraben ihn nicht. Bis morgen früh ist er Kojotendung.«

»Das würde uns mit diesem Mörder auf eine Stufe stellen.«

Lico reagierte ungeduldig auf diese moralischen Ausflüchte.

Innerlich war Taber noch ungeduldiger. Er wußte, warum er Teta nicht töten wollte. Teta war sein Feind und hatte versucht, ihn heimlich umzubringen. Dabei kannten sie sich gar nicht näher. Persönliche Gründe konnte er also nicht haben. Rassenvorurteil, dachte Taber. Ließe man Teta frei, würde er wahrscheinlich erneut versuchen, ihn zu töten, aber wenn Teta sterben sollte, mußte Taber ihn töten. Er konnte es aber nicht.

»Du hast schwer gegen mich gesündigt«, sagte Taber, »Ich habe dir nichts getan. Ich bin weder jung noch tüchtig. Der Dämon hat mir nicht geholfen. Und trotzdem habe ich dich besiegt.«

»Ist das mit dem Dämon wahr?« fragte Teta.

»Frage ihn.«

Teta wandte sich dem *Chapayeca* zu, der gelassen am Feuer saß.

»Das ist nicht mein Streit«, sagte Chap.

Teta schien plötzlich zusammenzuschrumpfen.

»Du bist ein Zauberer!« zischte er.

»Ich bin kein Zauberer. Wenn mir jemand geholfen hat, dann Itom Ai, Unsere Mutter. Wenn du zweifelst, küsse ich ein Kreuz, das du mir nennst. Ist dir nicht der Gedanke gekommen, daß du, wenn du gegen mich kämpfst, auch Unsere Mütter bekämpfst? Vielleicht bist du der Zauberer, der zum Dorf zurückgebracht und verbrannt werden sollte.«

Teta wirkte niedergeschlagen.

»Bist du denn ein Zauberer?« fragte Taber.

»Nein«, murmelte Teta.

»Warum wolltest du dann einem Mann schaden, der dir nichts getan hat?«

»Ich weiß es nicht.«

Taber atmete tief ein.

»Schwörst du bei der Ehre deiner Mutter« – Lico machte wildabwehrende Gesten, aber Taber beachtete ihn nicht –, »mir in Worten oder Taten nicht mehr schaden zu wollen?«

Tetas Augen funkelten im Feuerschein.

»Ich schwöre es bei der Ehre meiner Mutter«, sagte er.

Erleichtert zerschnitt Taber die Fesseln des jungen Mannes.

Teta stand unsicher auf, schwankte einen Augenblick und lief dann blindlings in die Dunkelheit hinein.

»Sind Sie verrückt oder nur einfach dumm?« fragte Lico.

Taber schlug sich auf die Stirn.

»Ich habe vergessen, mir sein Gewehr zu nehmen, wie?«

»Nicht nur das«, stöhnte Lico. »Sie haben ihn bei der Ehre seiner Mutter schwören lassen.«

»Das ist der heiligste Eid, den ich kenne.«

»Nicht, wenn die Mutter wegen Hurerei aus dem Dorf gepeitscht worden ist. Warum ist er wohl die ganze Zeit so wütend?«

»Ach du guter Gott«, murmelte Taber. Nach einer kurzen Pause wandte er sich dem *Chapayeca* zu. Aber das fremde Wesen war verschwunden. »Ist er mit Teta weggelaufen?«

Lico zuckte die Achseln.

»Großartig«, sagte Taber. Die ganze Mühe, um das Wesen so weit zu bringen, daß er ein paar Fotos schießen und seinen Ruf als Entdecker fremdartiger Wesen retten konnte, war vergeblich. Es war ihm entwischt. Aber im gleichen Augenblick kam der blauhäutige Dämon zurück.

»Da«, sagte er. Der *Chapayeca* hatte Tetas Gewehr in der Hand. Taber atmete auf.

»Ich nehme an, Sie sind jetzt auf unserer Seite?« sagte er.

»Ja.«



»Weiß Teta, wie gut Sie hören?« fragte Taber nach einer Pause.

»Er hat mich nie gefragt.«

»Hat sonst jemand darüber gesprochen?«

»Nein.«

»Haben Sie irgendwann etwas getan, das erkennen ließ, daß Sie besser hören als manche Menschen?«

»Nein.«

Taber atmete auf.

»Können Sie ihn jetzt hören?«

»Sooft Sie aufhören, zu reden.«

»Was macht er?«

»Er läuft zurück zu seinem Pferd.«

Taber sah Lico an.

»Schon mal Pfeffer in die Augen bekommen?«

Lico nickte.

»Wie *lange* braucht man, bis man wieder sehen kann?«

»Nicht lange. Drei oder vier Stunden vielleicht.«

Taber überlegte. Für diese Nacht hatte Teta wahrscheinlich genug. Es mochte ein, zwei Tage dauern, bis er so wütend war, daß er zu einem neuen Versuch ansetzte. Er würde warten, bis sie sich sicherer fühlten.

»Zum Teufel damit«, sagte Taber. »Gehen wir schlafen.« Die Schmerztabletten wirkten jetzt erst ganz. Taber schlief rasch ein.

Bei Tagesanbruch zogen sie weiter und ritten den ganzen Vormittag auf einem Grat entlang. Am Nachmittag kamen sie durch eine sanft gewellte Landschaft mit üppigem, frischem Gras und knorrigen Eichen. Die hungrigen Tiere ließen sich nicht mehr antreiben, und Lico fesselte ihnen schließlich die Vorderbeine. Während das Pferd und die Maultiere grasten, lagen Taber, Lico und Chap unter einer Eiche und betrachteten die vereinzelt Wolken am blauen Himmel.

»Herrliche Gegend«, sagte Taber.

»Genießen Sie«, meinte Lico. »Es kommt noch genug Wüste.«

»Ist der Kerl immer noch hinter uns her?« fragte Taber.

Der *Chapayeca* rümpfte die Nase auf eine Weise, daß Taber ein Ja daraus entnehmen konnte.

»Wie weit?«

»Gerade außer Sichtweite.«

Was ungefähr eine Meile sein dürfte, vermutete Taber. Solange er so weit weg blieb... Er blickte besorgt auf die Tiere, die entschlossen schienen, sich mit dem grünen Gras vollzustopfen.

»Lassen Sie sie fressen«, sagte Lico. »In den nächsten Tagen gibt es nicht viel Futter.«

Später hielten sie abwechselnd Licos Maultier fest, während der *Chapayeca* ganz allmählich näher kam. Es wurde dunkel, bevor er das Tier streicheln konnte. Als er schließlich aufzusteigen vermochte, wehrte sich das Tier immer noch und drohte sich aufzubäumen.

»Bleibe eine Weile sitzen«, sagte Lico. »Vielleicht läßt er dich morgen reiten.«

Inzwischen betrachtete Taber seine Deckenrolle. Er stand unter einer Eiche. In zehn Meter Höhe befand sich ein stabiler Ast. Taber schleuderte ein paarmal sein Seil hinauf. Endlich flog es über den Ast. Als er mit der Prozedur fertig war, baumelte ein Felsbrocken von etwa fünfzig Pfund genau über der Stelle, wo sein Brustkorb sein würde. Befriedigt zog er ihn an einer Seite hoch, wo er von den Blättern der Eiche halb verdeckt wurde. Dann zog er die Stolperschnur hinunter zu seinem Bett. Teta würde diesmal wohl vorsichtiger sein, aber etwas Besseres fiel Taber nicht ein. Zufrieden begann er Eicheln zu sammeln.

»Wozu die Mühe?« sagte Lico. »Wir haben keine Zeit, den bitteren Geschmack herauszuspülen.«

»Bitter?« fragte Chap. Er versuchte eine Eichel und stopfte sich dann mit den gallebitteren Früchten voll. Es war das erstemal, daß Taber ihn mit Lust hatte essen sehen. Was sollte er mit dem fremden Wesen tun? fragte er sich. Fotos und Abhandlungen mußten fertig sein, bevor der Staat sich einmischte.

Taber hatte bittere Erinnerungen an die McCarthy-Ära, als alle Professoren verdächtig gewesen waren. Er dachte wehmütig an die Zeiten, als das akademische Leben noch eine Zuflucht gewesen war.

Taber argwöhnte, daß man, sobald man vom Vorhandensein des *Chapayeca* erfuhr, diesen auf der Stelle zum Staatsgeheimnis erklären würde. Es sprach vieles dafür, daß Taber zu seiner eigenen Entdeckung dann keinen Zugang mehr haben würde. Was konnte er tun, um das zu verhindern?

Wahrscheinlich nichts. Lieber in Erfahrung bringen, was er konnte, solange er noch Zeit dazu hatte. Was wußte er über das fremde Wesen eigentlich? Ein paar Vermutungen konnte er anstellen.

»Chap«, sagte er, »du hörst besser als ich, siehst aber nicht so gut. Ist eure Atmosphäre dünner und das Licht eurer Sonne heller als auf der Erde? Übrigens möchte ich wetten, daß ihr die ganze Zeit über Licht am Himmel habt, ja? Zwei oder drei Satelliten?«

»Ich weiß nicht«, sagte Chap. »Doch. Monde. Viele Monde. Immer zwei oder drei. Größere.«

»Wo wohnst du?«

»Ich lebe in dem Bergwerk.«

»Ich meine zu Hause, auf deinem eigenen Planeten.«

»Ich weiß nicht.«

Lico holte sie zu einer dürftigen Mahlzeit aus gedörrtem Mais. Der *Chapayeca* war noch immer voll von den Eicheln

und aß nichts. Taber schluckte teilnahmslos und beobachtete den sich immer mehr bewölkenden Himmel. Seine Decken lagen unter einem Ast, aber viel Schutz würde die Eiche nicht bieten.

»Wie lange hast du bis hierher gebraucht?« fragte Taber.

»Genauso lange wie du.«

Taber seufzte.

»Ich meine, von deinem Stern zur Erde.«

»Ich weiß nicht.«

»Hat es lange gedauert?«

»Nicht sehr.«

»Einen Tag?«

»Länger.«

»Ein Jahr?«

»Weniger, glaube ich.«

»Schaltet ihr euch ab zum Schlafen oder dergleichen, wenn ihr durch den Raum fliegt?«

»Manchmal.«

Taber fiel plötzlich ein, daß er Chap noch nie hatte schlafen sehen.

»Hast du gestern nacht geschlafen?« fragte er.

»Nein.«

»Hast du, seitdem du auf der Erde bist, überhaupt schon geschlafen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Ich weiß nicht. Vor einer Woche vielleicht.«

»Wie lange?«

»Einen Tag und eine Nacht, sagen sie.«

»Wann wirst du wieder schlafen?«

Chap schwieg einen Augenblick.

»Vielleicht heute nacht«, sagte er schließlich.

Hoffentlich nicht in den nächsten vierundzwanzig Stunden, dachte Taber.

Ein Regentropfen fiel.

Bis der Schauer aufhörte, war es dunkel geworden. Taber rollte sich in seine durchnässten Decken und gab sich Mühe, nicht zu frösteln. Aber es wurde ihm so kalt, daß er auch keine Schmerzen mehr spürte. Die Kälte wirkte oft so, und er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, so kalt wie möglich zu schlafen. Als die Sonne aufging, sammelte er trockenes Holz. Ziemlich stolz weckte er Lico und brachte ihm eine Tasse Kaffee. Die Kleidung des *Chapayeca* schützte ihn überall, aber auch er ließ sich schwarzen Kaffee geben. Er mag alles Bittere, dachte Taber.

Im stillen dankbar, daß er sie nicht hatte benützen müssen, beseitigte Taber die Falle über seinem Lager und verwahrte die

Seile. Das Maultier zeigte sich zwar noch immer nervös, ließ sich aber endlich dazu herbei, den *Chapayeca* zu tragen, so daß sie etwas schneller vorankamen.

Den ganzen Vormittag ritten sie über das Hochplateau, durch dünner wachsendes Gras und immer verkümmertere Eichen. Das Land war weit und glich einer Wüste. Plötzlich warnte Chap: »Da kommt wieder einer.«

»Was für einer?«

»Das lärmende Ding, das Menschen trägt und einem starren Vogel gleicht.«

Taber und Lico sahen einander an. Es bestand nicht die geringste Aussicht, sich irgendwo zu verbergen. Sie starrten einander noch immer verzweifelt an, als Taber bemerkte, daß das Flugzeug durch die Nadelnase des *Chapayeca* zu ihnen hingelenkt wurde.

»Gib Chap deinen Hut«, sagte Taber zu Lico. Der Indianer tat es stumm. »Zieh ihn über das Gesicht wie ich«, sagte Taber zu dem fremden Wesen. »Und wenn das Flugzeug in die Nähe kommt, nicht aufblicken.«

Chaps Maultier spürte die Anspannung und verdoppelte sie. Bald hörte es das Flugzeug und begann zu tänzeln. Taber hätte gern eingegriffen, aber sein eigenes Tier reagierte auf Chap noch immer nervös. Lico hatte Schwierigkeiten mit seinem nur halb zugerittenen Pferd.

Das Flugzeug entdeckte sie und änderte seine Richtung. Sie ritten weit voneinander entfernt und versuchten wie Einheimische zu wirken. Einen Augenblick später flog die

Maschine sie an. Licos Pferd bockte. Lico nahm sich die Zeit, dem Piloten mit der Faust zu drohen, bevor er sein Pferd wieder in die Gewalt bekam. Belustigt wendete der Pilot zu einem zweiten Anflug. Tabers Maultier machte diesem schwer zu schaffen. Es war inzwischen warm geworden, und jede Bewegung verursachte ihm unerträgliche Schmerzen. Das Flugzeug umkreiste die kleine Karawane. Chaps Maultier verlor die Beherrschung. Kopf, Schwanz, Hufe – alles schien in verschiedene Richtungen zu fliegen, als das Tier sich aufbäumte, mit steifen Beinen landete und schließlich den Rücken krumm machte, so daß das fremde Wesen drei Meter hoch in die Luft flog. Der Hut flog davon, aber Taber wußte, daß das keine Rolle spielte. Der blauhäutige Dämon wirbelte zusammengekrümmt durch die Luft. Im letzten Augenblick streckte er sich aus, landete auf den Beinen, sprang hoch und saß wieder auf dem Maultier. Die Maschine umkreiste sie ein paarmal, bevor sie davonflog.

»Sie können Lico seinen Hut ruhig wieder zurückgeben«, sagte Taber. Verdammt, er hatte gewußt, daß Chap gewandt war. Warum war er auf dergleichen nicht vorbereitet gewesen?

»Wie weit sind wir von einer Landebahn entfernt?« fragte Taber.

Lico zog die Brauen zusammen.

»Zwei Tage westlich von hier gibt es eine Ranch, aber ich glaube, das Flugzeug kommt von Rio Yaqui.«



»Wieviele Tagesritte wären das von hier aus per Luftlinie?«

»So kann man nicht reiten.«

»Das weiß ich«, sagte Taber, »aber wie lange würde es dauern, wenn wir quer über die Berge könnten wie das Flugzeug?«

Lico dachte nach.

»Vier Tage«, schätzte er schließlich.

»Eine Stunde hin, eine Stunde Auftanken und die Nachricht weitergeben -. Wo können wir uns in drei Stunden verstecken?«

»Östlich von hier wird es kühler. Hier und dort wachsen kleine Kiefern, aber es gibt keine Verstecke.«

Taber wendete sein Maultier und trieb es an. Bei jeder Erschütterung schmerzte sein krankes Rückgrat.

»Was soll das?« fragte Lico.

»Wenn ich einen langen Stock hätte und an das Flugzeug herankönnte«, murmelte Taber.

»Sind Sie verrückt? Die sind bewaffnet. Außerdem würden sie nicht so nah landen.«

Taber zügelte sein Maultier. Was war in ihn gefahren? Er wollte einen Piloten und ein paar Soldaten umbringen, die nur ihre Pflicht taten, und dabei hatte er nicht einmal seinem Todfeind etwas tun können. Vielleicht lag es daran, daß er

Teta jetzt kannte. Der Pilot und die Soldaten waren Fremde – etwas Abstraktes, keine Menschen.

»Na ja, auf jeden Fall reiten wir zu den Bäumen«, meinte er.  
»Vielleicht ergibt sich etwas.«

Eine Stunde später trafen sie' auf ein paar Zwergkiefern, die aber für ein Versteck nicht ausreichten. Immerhin waren sie nicht mehr ganz so leicht zu finden. Wenn sie nur die Tiere verstecken könnten...

»Bauen wir ein Haus«, sagte Taber plötzlich.

Lico sah ihn an, als habe er endgültig den Verstand verloren.

»Im Ernst«, sagte Taber. »Wir haben eine Axt. Fällen wir eine kleine Kiefer, nehmen sie als Baumdach, werfen ein paar Äste darüber, dann können wir und die Tiere uns verstecken, bis es dunkel wird.«

»Könnte gehen«, gab Lico zu. »Aber was ist morgen?«

»Dann sehen wir eben weiter. Wieviele Nächte sind es bis zur Grenze?«

»Drei, vielleicht vier.«

»Gibt es später bessere Deckung?«

Lico runzelte die Stirn.

»Wir können es wirklich schaffen, wissen Sie«, sagte er schließlich. Er stieg ab und hieb mit einem einzigen Axtschlag eine armdicke Kiefer um.

»Sammle alle Zweige und sonstiges Gestrüpp, was du findest«, sagte Taber zu Chap. Während Lico und Chap auf die Suche gingen, legte Taber den Stamm auf den Boden. Ohne Äste war er sieben Meter lang, an beiden Enden durch Axthiebe abgeschrägt. Er beschloß, die Zweige festzubinden, solange der Stamm noch am Boden lag. Später konnte man ihn zu dritt hochstemmen und so aufstellen, daß Pferd und Maultiere sich darunter verbergen konnten. Er sah auf und erkannte Chap und Lico, eine Viertelmeile entfernt. Sie waren dabei, ein Bündel Zweige zusammenzuschnüren, um es heranzuschleppen. Plötzlich hörte er etwas anderes.

Dann fiel ihm Teta ein. Wie dicht war er ihnen auf den Fersen geblieben? Die Landschaft war offen, und seit dem Auftauchen des Flugzeugs hatten sie nicht mehr auf eine Verfolgung vom Boden aus geachtet. *Hätte Chap fragen sollen.* Sein Maultier stellte die Ohren nach hinten. Ein Pferd trat hinter zwei winzigen Kiefern hervor. Teta saß im Sattel. Er hatte einen kurzen Bogen und einen langen *Carrizo*-Pfeil.

Taber erstarrte. Seine Begleiter waren zu weit entfernt. Teta konnte ihn ein dutzendmal niederschießen, bevor sie ihm zu helfen vermochten. Warum hatte er Teta nicht getötet, als die Gelegenheit da war? Diese Schwäche würde ihn jetzt das Leben kosten. Das Pferd des Indianers bäumte sich auf und begann zu galoppieren. Pferd und Reiter waren auf fünfzehn Meter herangekommen, bevor Taber begriff, daß der Pfeil nicht abgeschossen werden sollte. Teta wollte ihn niederreiten. Taber erinnerte sich an das Gefühl der Hilflosigkeit, als er einmal ein

Auto auf sich hatte zurasen sehen. Ohne nachzudenken, hob er die Stange.

Die zugespitzte Firststange traf Teta genau unter den Rippen. Das Pferd scheute und ließ seinen Reiter in der Luft hängen. Langsam trug der Schwung Teta über Tabers Kopf hinweg, wie einen komischen Stabhochspringer. Er ließ den Bogen fallen. Er fiel neben Taber herunter. In der plötzlichen Stille danach hörte Taber den Indianer sagen: »Uff, uff, ooh«, als er wie ein nachlässig aufgestecktes Fleischstück am Spieß herunterrutschte, an allen Astresten Fleischfetzen hinterlassend. Taber wurde von Flüssigkeit bespritzt und dachte gereizt, daß man sich hier nirgends waschen konnte.

Endlich kam Teta unten an. Die Stange fiel polternd um und kippte ihn auf die Seite. Er ächzte zweimal und griff nach Taber. Er zuckte immer noch, als Lico und Chap ankamen.

Taber wunderte sich ein wenig über die ausbleibende Reaktion in ihm. Er ärgerte sich darüber, so beschmutzt worden zu sein. Vielleicht würde er später Reue spüren. Bald fragte er sich, ob er es so geplant hatte, wie es abgelaufen war.

Schlagartig kam er zur Besinnung.

»Wir müssen sofort weg von hier«, sagte er. »Laßt das Gewehr da, damit uns nichts damit in Verbindung bringt.«

»Aber das Flugzeug?«

»Selbst wenn wir entkämen, würde man ihn finden. Wir haben schon genug auf dem Kerbholz.«

Lico nickte.

»Heute nacht werden ihn die Koyoten begraben. Weiter.«

Sie ritten nach Osten zu den hohen Bäumen. Während Taber von seinem Maultier durchgeschüttelt wurde, fiel ihm ein, daß er seit Tetas Tod keine Schmerzen mehr gespürt hatte. Langsam verflieg die Wirkung des Medikaments, und die Schmerzen meldeten sich wieder. Er biß die Zähne zusammen und bedachte die Folgen, wenn sie gefaßt wurden. Schließlich gelangte er zu der einzig möglichen Schlußfolgerung.

»Lico«, sagte er, »du und Chap, ihr könnt entkommen. Ich nicht. Wenn das Flugzeug kommt, flüchtet ihr in verschiedene Richtungen. Ich auch, aber langsamer.«

»Man wird dich umbringen«, wandte Lico ein.

»Das glaube ich nicht«, sagte Taber, »wenn sie mich nicht mit der Leiche hinter uns in Verbindung bringen.«

Lico schaute besorgt zum Himmel hinauf, aber bis jetzt lenkten noch keine Geier die Aufmerksamkeit auf Tetas Unvorsichtigkeit. Sie hatten fünf Meilen zurückgelegt, und auf dem harten Boden gab es keine Spuren, die man von der Luft aus hätte sehen können.

»Wenn sie mich erwischen, haben sie keinen Grund, die Spur zurückzuverfolgen«, sagte Taber.

»Sie sind ganz blutig.«

»Ich habe eben einen Hirsch erlegt.«

»Aber wir können Sie nicht einfach allein lassen«, sagte Lico.

»Ihr müßt. Solange ihr beiden frei seid, glaube ich nicht, daß mein Leben in Gefahr ist. Ich weiß zuviel, was sie nicht wissen.«

Die Maultiere wurden langsamer. Der Boden war jetzt rauher, übersät mit klaviergroßen Felsbrocken. Noch ein paar Meilen, und sie würden dort sein, wo kein Flugzeug landen konnte. Wie intensiv wurden sie gesucht? Es gab ja immerhin auch Fallschirmjäger, und mit einem Flugzeug über ihnen konnten sie sich nicht lange halten. Vielleicht hatte der Pilot nur einen Routinesuchflug nach Marihuana- und Mohnfeldern unternommen. Taber schnaubte. Wenn das Routine war, dann bestimmt nicht mehr, nachdem sie den *Chapayeca* gesehen hatten. Würde der *Yori*-Hauptmann eine Verbindung zu der Unruhe in Rio Yaqui herstellen? Bis jetzt vielleicht noch nicht, aber bald würde er sich seine Gedanken machen. Taber erinnerte sich, wie Chaps Nadelnase im Mickymaus-Profil hinausgeragt war, als er auf dem plötzlich zitternden Maultier gelandet war.

»Anders«, sagte der *Chapayeca*.

»Was ist anders?«

»Flugzeug. Klingt anders.«

Großartig, dachte Taber. Jetzt schicken sie schon Truppentransporter. Na ja, wenigstens konnten sie nicht landen. Außerdem würde die mexikanische Armee wohl kaum Fallschirmspringer absetzen, da man sie nicht wieder ins Flugzeug zurückholen konnte. Vielleicht gab es doch eine

Chance für ihn. Er suchte immer noch nach einem Plan, als er das Knattern eines Hubschraubers in der Ferne hörte.

»Los!« schrie Taber. »Ich reite in die andere Richtung.« Er spornte sein Maultier an, biß die Zähne zusammen, um den Schmerz zu ertragen, und schaffte hundert Meter weit einen langsamen Galopp, bevor das Maultier seine normale Gangart wieder annahm. Er schaute zurück. Lico war verschwunden, aber Chap war genau hinter ihm. »Ich habe gesagt, Sie sollen mit Lico gehen!« kreischte Taber.

»Lico macht mich nicht reich.«

Tabers Maultier kam zum Stillstand und ließ den Kopf sinken. Taber tat desgleichen.

»Kugeln können Ihnen nichts anhaben«, sagte er schließlich müde. »Verschwinden Sie, Sie und Lico können mir vielleicht helfen, von dort zu fliehen, wo sie mich hinbringen.«

Der *Chapayeca* unternahm einen sichtbaren Versuch nachzudenken.

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte er nach einer Weile. Aber inzwischen setzte der Hubschrauber schon zur Landung an.

»Jetzt nicht mehr«, sagte Taber. »Sie mögen kugelsicher sein, aber ich bin es nicht.«

Der Hubschrauber setzte in einer Staubwolke auf. Ihre Maultiere bemühten sich, in Panik zu geraten, aber Chap war einmal abgeworfen worden und hatte offenbar genug gelernt, um jede Wiederholung auszuschließen. Er hielt Tabers Tier am Zaumzeug fest, bis der Staub sich legte. Schließlich

drehten sie die Tiere um, damit sie den kreisenden Rotor nicht sehen konnten.

Der Mann neben dem Piloten trug eine Offiziersmütze. Er stieg aus der Kabine, und Taber sah, daß es der *Yori-Hauptmann* war.

»Na, so ein Zufall«, sagte Taber.



Der Hauptmann lächelte nicht.

»Ich habe Sie angewiesen, Rio Yaqui nicht zu verlassen«, sagte er.

»Sie hätten den Indianern sagen sollen, daß sie mich nicht entführen dürfen«, erwiderte Taber. Zu seiner Überraschung war der Hauptmann darauf nicht vorbereitet. Offensichtlich war er darauf so wenig gekommen wie Taber einen Augenblick zuvor.

»Jedenfalls sind Sie jetzt wieder da«, sagte der Hauptmann.  
»Gehen wir.«

»Und die Maultiere?«

»Lassen Sie sie laufen. Die finden immer nach Hause.«

Stumm gehorchten Taber und der *Chapayeca*. Sie kletterten in den Hubschrauber, als der Hauptmann fragte:  
»Wo ist der dritte Mann?«

»Der zog ab, als er Sie kommen hörte. Gut, daß Sie uns gefunden haben«, meinte Taber. »Er hat alles Essen und das Wasser mitgenommen.«

Der Hauptmann sah Taber schief an, beließ es aber dabei.

»Wer ist das?« fragte er schließlich.

»Das ist Máachil«, sagte Taber hastig. Es war der erste Name, der ihm in den Sinn kam. Er fragte sich, ob der Hauptmann wußte, daß er >Skorpion< bedeutete.

»Wozu die Maske?«

»*Una manda*«, sagte Taber. Der Hauptmann würde Bescheid darüber wissen, wie manche Christen ihren Gott mit dem Versprechen bestechen, sich einen Bart wachsen zu lassen oder sonderbare Kleidung zu tragen, wenn er ein Gebet erhörte.

Der Hauptmann wollte etwas sagen, wurde aber übertönt, als der Pilot den Gashebel betätigte.

Staub wirbelte auf, der Hubschrauber erzitterte, aber er hob nicht ab. Der Pilot blickte besorgt auf den Höhenmesser. Taber sah den kleinen Zeiger auf 3 stehen. Danach mußten es also zwischen neun- und zehntausend Fuß sein. Taber sah, daß sich die Lippen des Piloten bewegten, aber er konnte nichts hören. Langsam gab er Gas. Der Motor reagierte schleppend, und schließlich hob der Hubschrauber ab und schwankte trunken nach Westen.

Taber blickte nervös auf die Felsbrocken unter ihnen. Die Kufen des Hubschraubers schienen sie knapp zu verfehlen.

»Können Sie nicht höher fliegen?« schrie der Hauptmann.

»Vollgas«, brüllte der Pilot. »Ich weiß nicht, was los ist.« Er betätigte nervös ein paar Hebel und versuchte, mehr Auftrieb zu bekommen.

Der *Chapayeca* starrte ungerührt auf den Boden hinunter.

Wahrscheinlich nahm er an, daß das die Art war, wie hier geflogen wurde, dachte Taber. Aber nun ja, Taber hätte sich auch keine Sorgen gemacht, wenn er einen Schutzschild gehabt hätte, der ihn sanft zum Stillstand brachte, bevor er hart aufprallte. Chap wandte wenigstens das Gesicht ab, so daß der Hauptmann es nicht genau sehen konnte. Wie lange würde es dauern, bis der Hauptmann begriff, daß das kein maskierter Indianer war? Nicht sehr lange, schätzte Taber.

»Können Sie mich hören?« sagte er lautlos.

Der *Chapayeca* beugte sich zu Taber zurück und rümpfte die Nase zu einem Ja. Der Motor stockte für einen Augenblick, und es gab sorgenvolle Sekunden, bis er wieder normal lief.

»Die anderen Männer nicht ansehen«, murmelte Taber. »Sie sollen glauben, Sie seien ein maskierter Mann.«

Der *Chapayeca* nickte unmerklich. Der Pilot fluchte über das Dröhnen des stotternden Motors.

»Der Kamm da vorne«, schrie er. »Wenn ich soviel Treibstoff ablasse, daß wir es schaffen, kommen wir nicht mehr nach Hause.«

Interessante Möglichkeiten taten sich Taber auf. Sie waren in einer geraden Linie geflogen. Wenn er die Maschine auf irgendeine Weise beschädigen konnte, würde Lico sicher nicht lange brauchen, um sie zu finden. Er wußte natürlich nicht, wie er und Chap dem Hauptmann entweichen sollten, zumal der Hauptmann und der Pilot Pistolen umgeschnallt hatten und wahrscheinlich schneller auf den Beinen waren als Taber. Aber der Boden bot mehr Möglichkeiten als der Flug.

Verstohlen musterte er Ventile und Hebel. Treibstoff ablassen? Die Ventile für die Tankumschaltung waren alle außer Reichweite. Und wenn der Motor stoppte, würde der Pilot als erstes danach greifen. Wie sabotiert man einen Hubschrauber? Konnte er das Rotorgetriebe demolieren? Verschwommen erinnerte sich Taber an etwas, das Jesus-Mutter hieß. Wenn die versagte, stürzte ein Hubschrauber sofort ab. Besser noch, dachte er, wie sabotiert man einen Hubschrauber, ohne die Passagiere zu töten?

Der Motor dröhnte und ratterte unmittelbar hinter ihm, aber er war völlig abgedeckt. Dazu brauchte man eine halbe Stunde und Werkzeug. Keine Aussicht, ein Kabel herauszuziehen.

Der *Chapayeca* verdrehte den Hals, um die Bergkette vor ihnen zu betrachten. Abrupt fing sich der Motor, und sie gewannen dreißig Meter Höhe.

Plötzlich wußte Taber, was vorging. Der persönliche Schutzschild des *Chapayeca* schützte ihn vor Projektilen, aber alles, was langsamer flog, konnte ihn durchdringen. Wahrscheinlich diente der Schild dazu, jede Bewegung abzubremesen, und konnte nicht zwischen einer Kugel und einer rotierenden Welle unterscheiden. Sooft Chap einem Motor zu nahe kam, wirkte er wie eine unsichtbare Bremse. Taber wartete, bis unter ihnen eine freie Stelle auftauchte.

»Lehnen Sie sich noch ein bißchen weiter zur Rotorwelle zurück«, murmelte er.

Der Pilot begann mordsmäßig über den Kerl zu schimpfen, der den Hubschrauber zuletzt gewartet hatte. Langsam sank der Hubschrauber zurück auf den Boden.

»Noch etwas mehr«, flüsterte Taber.

Der Motor gab ein seltsames, entenartiges Schnattern von sich und erstarb. Der Hubschrauber schwankte ein paarmal und wurde unbeweglich.

Der Hauptmann fluchte. Der Pilot fluchte.

»Können Sie nicht funken?« fragte der Hauptmann.

»Das erlaubt die Bergkette da nicht«, erwiderte der Pilot. »Außerdem – was würde das nützen? Das ist der einzige Hubschrauber im Umkreis von fünfhundert Kilometern.«

Der Hauptmann stieg aus. Taber und Chap folgten ihm. Der Hauptmann funkelte sie an und ließ seine Wut an kleinen Steinen aus, die seine polierten Stiefel beachtlich weit beförderten. Nach zehn Minuten hatte der Pilot das Motorgehäuse geöffnet. Taber blickte zum Himmel hinauf. Die Sonne stand tief. In ein, zwei Stunden mußte es dunkel sein. Was dann?

Der Pilot beendete seine Überprüfung und versuchte, den Motor anzulassen.

»Schnell hin«, murmelte Taber. Er und der *Chapayeca* taten so, als wollten sie den Hubschrauber besteigen.

»Noch nicht«, knurrte der Pilot. »Ich muß erst sehen, ob es klappt!«

Sie zogen sich zurück und blieben in einiger Entfernung vom Hauptmann stehen, der noch immer Steine herumstieß. Der Motor sprang an, lief kurze Zeit unregelmäßig und dann normal. Der Pilot hob ab, kreiste elegant und landete wieder.

»Was haben Sie gemacht?« fragte der Hauptmann.

Der Pilot zuckte die Achseln.

»Wer weiß?« sagte er. »Also los.«

»Setzen Sie sich dahin, wo ich war«, murmelte Taber.

Der *Chapayeca* gehorchte stumm. Er hatte sich noch nicht gesetzt, als es eine Fehlzündung gab. Der Motor schüttelte den Hubschrauber durch und stand still.

Der Pilot begann auf eine Weise zu fluchen, die Tabers Bewunderung erregte. Er schien einen unerschöpflichen Wortschatz an Schimpfworten zu besitzen und schöpfte immer noch daraus, als eine Stunde später die Sonne unterging.

Taber hustete, spuckte und räusperte sich. Inzwischen war er erfahren darin, Worte zu bilden, ohne sie eigentlich auszusprechen.

»Können Sie Lico hören?« fragte er.

»Nein«, sagte Chap.

Der Hauptmann funkelte das fremde Wesen mit wachsendem Argwohn an.

»Nicht sprechen«, murmelte Taber. »Warten Sie, bis er nicht hersieht, dann antworten Sie mit einem Nicken. Können Sie in der Nähe jemand hören?«

Während der Hauptmann den nächsten Kieselstein fortstieß, schüttelte Chap den Kopf.

»Wir müssen weg von diesen Leuten«, fuhr Taber fort. »Sonst werde ich nie reich. Und wenn ich nicht zu Reichtum gelange, dann du auch nicht.« Er hoffte, seine Logik komme der unberechenbaren Mentalität des fremden Wesens entgegen.

Sie hatten etwa zwanzig Meilen zurückgelegt, bevor der Hubschrauber hatte landen müssen. Und wieviele Meilen hatte Lico geschafft?

»Bis zu welcher Entfernung würden Sie Lico hören können?« fragte Taber, begriff aber, daß er die Frage anders formulieren mußte. »Könnten Sie Lico hören, wenn er dort wäre, wo dieser Rotorvogel uns abgeholt hat?«

Der *Chapayeca* bewegte den Finger verneinend hin und her.

»Auf halbem Weg?«

Ein Achselzucken.

»Und in diesem Umkreis von zehn Meilen bewegt sich sonst kein Mensch?«

Die Geste Chaps war entschieden genug.

Taber runzelte die Stirn. Ein kühler Wind erhob sich. Er begann nach Fettholz- und *Pitahaya*-Resten zu suchen. Der *Chapayeca* begriff, und bald brannte auf der dem Wind abgewandten Seite des Hubschraubers ein kleines Feuer. Nach einiger Zeit hatte der Hauptmann genug vom Steinestoßen und kam zu ihnen. Sie kauerten mürrisch am

Boden und beobachteten den Piloten, der jetzt den Vergaser auseinandergenommen hatte und ihn mit einer Taschenlampe inspizierte. Die Wut des Piloten war zu einer dienstlichen Verzweiflung verraucht, als er ein Teil nach dem anderen untersuchte und keinen Defekt fand.

Taber vermutete, daß sie in der Nähe der Linie waren, die Sonora von Chihuahua trennte. Das bedeutete mindestens eine Woche Maultierreise von hier nach Rio Yaqui und drei bis vier Tage zu dem Dorf, das Taber Xbampo nannte. Sollte er zum Dorf zurückkehren? Nicht nach der Anstrengung, die es ihn gekostet hatte, das fremde Wesen wegzulotsen. Außerdem hatte Teta Freunde. Wenn er nicht zurückkam, würde man bestimmt Schlüsse daraus ziehen und Taber der Zauberei beschuldigen.

Das Feuer brannte nieder, und er suchte nach mehr Holz. Der Hauptmann kannte die Gegend offenbar und hielt es nicht für möglich, daß jemand die Flucht ergreifen könnte.

»Suchen Sie in der anderen Richtung«, sagte Taber zu dem *Chapayeca*. Fast lautlos fügte er hinzu: »Es ist dunkel, und diese Männer sehen nicht viel besser als Sie. Wir könnten zwanzig Meilen von hier entfernt sein, bevor es hell wird. Ich weiß nur nicht, wohin wir gehen sollen. Machen Sie Lärm dort drüben; zerbrechen Sie ein Stück Holz, damit der Hauptmann weiß, daß Sie in der Nähe sind.« Taber hörte Holz knacken, und einen Augenblick später machte er ebenfalls ein Geräusch, damit der Hauptmann zufrieden war.

Chap war nicht dumm. Sein Gehirn arbeitete auf eine deutlich nicht-menschliche Weise, und ein Anthropologe



brauchte sich nicht öfter als zwanzigmal am Tag ins Gedächtnis zu rufen, daß verschiedene Leute verschiedene Werte anerkennen. Der *Chapayeca* hatte zugegeben, daß er reich werden wollte. Taber hatte sich absichtlich nicht danach erkundigt, was für das fremde Wesen Reichtum darstellte, aus Angst, das könnte so ausgefallen sein, daß er es sich nicht einmal vorzustellen vermochte, geschweige denn, ihm seine Wünsche zu erfüllen.

Das fremde Wesen war einfach so verdammt *passiv*. Genau, wie ich es war, solange Lico sich um mich gekümmert hat, dachte Taber. Wenn das Wesen einen Schutzschild besaß, der Kugeln aufhielt, würde es wahrscheinlich noch andere interessante Dinge zu bieten haben. Taber brauchte seine aktive Mitarbeit. Wie konnte er sie gewinnen?

»Was macht die Regierung auf Ihrem Planeten, wenn jemand auf Kosten anderer zu leicht reich wird? Übrigens, der Hauptmann darf nicht wissen, daß Sie mich hören können. – Aber habe ich recht mit der Annahme, daß die Regierung Methoden findet, Leuten ihre Freiheit zu nehmen, die schnell reich werden wollen, ohne die offiziellen Organe zu beteiligen? Wenn ja, dann machen Sie ein Geräusch.«

Zerbrechendes Holz knackte laut.

»Diese Männer hier sind die Regierung«, flüsterte Taber. »Wenn sie erfahren, daß Sie kein Mensch sind, verlieren wir beide unsere Freiheit – möglicherweise für immer. Und ohne Freiheit werden wir nie reich werden, das muß Ihnen klar sein.«

Taber trug einen Arm voll Brennholz zum Feuer und ließ es krachend fallen. Der Hauptmann starrte zur Kanzel, wo der Pilot dabei war, den Motor anzulassen.

»Schnell das Holz her«, murmelte Taber. »So nah an den Motor heran wie möglich.«

Augenblicklich war Chap da und guckte über ihre Schultern. Der Anlasser wimmerte. Man brauchte kein Mechaniker zu sein, um zu wissen, daß der Motor nie anspringen würde.

»Wenn ich an so etwas glauben würde, hätte ich gesagt, daß wir unter einem Fluch stehen«, sagte der Pilot. »Vorhin war die Batterie noch ganz in Ordnung.« Müde begann er, Kabel und Schalter zu prüfen.

»Weshalb würde ich meine Freiheit verlieren?« flüsterte Chap.

»Du bist anders. Das allein genügt, damit die Leute dich fürchten. Sobald sie erfahren, daß Kugeln dir nichts anhaben können, werden sie dich noch mehr fürchten. Du landest schließlich in einem Käfig. Wenn du Beweise bringst, daß du niemand schaden willst, landest du trotzdem in einem Käfig, nur werden die Leute dich quälen. Sie nennen das wissenschaftliche Forschung. Und jetzt hole Holz, bevor der Hauptmann wieder argwöhnisch wird.«

Erneut kämpften sie gegen den kalten Wind an. Einen Augenblick später fiel Taber das entscheidende Argument ein.

»Vielleicht kann man dir im Käfig nichts tun«, murmelte er, »aber kein Gesetz der Erde verlangt, daß man einen Dämon ernähren muß.« Er schwieg eine Weile und sammelte im trüben

Sternenlicht Holz. Zum Glück war es noch zu kalt für die Schlangen. »Verstehst du jetzt, warum wir entfliehen müssen?« fügte er schließlich hinzu.

Ein Knacken.

»Bist du auf meiner Seite?«

Ein Splittern.

Und jetzt die Sache mit dem versteckten Haken, dachte Taber.

»Hast du eine Ahnung, wie wir entkommen können, ohne wieder eingefangen zu werden? Vergiß nicht, der Hubschrauber funktioniert wieder, wenn du nicht mehr in der Nähe bist.«

Ein Knistern.

»Bist du sicher?« In seiner Erregung hätte Taber die Worte beinahe hinausgeschrien.

*Knack. Peng.* Es klang, als reiße der *Chapayeca* einen Mezquitstrauch heraus.

»Gut«, sagte Taber. »Du findest mich im Dunkeln. Mach ganz leise einen Umweg und komm dann zu mir.«

Sekunden später kam Chap wie ein blaues Känguruh herangehüpft.

»Wohin gehen wir?« fragte Taber.

»Die Männer aus dem Dorf haben mich nicht weit von hier gefunden.«

»Und?«

»Ich war in der Nähe meines Schiffs, als sie mich fanden.«

»Es funktioniert nicht«, stöhnte Taber.

»Es ist auch unsichtbar.«

Taber betrachtete das Wesen lange.

»Hoffentlich machst du keine Witze«, meinte er.

Eine halbe Stunde später überschritten sie den Kamm. Taber schaute zurück und konnte das kleine Feuer kaum mehr erkennen. Er fragte sich, was der Pilot morgen sagen würde, wenn der Hubschrauber wieder funktionierte. In diesem Augenblick sprang der Motor an. Sekunden danach hob die Maschine ab und folgte ihnen den Berg hinauf. Die Landebeleuchtung flammte auf, und der Pilot begann die Gegend abzusuchen.

Das Wesen packte Taber am Arm und trieb ihn zu größerer Eile an, als diesem lieb war. Nach der Konstellation des Orion zu schließen, liefen sie nach Süden, also in Richtung Xbampo. Taber begann zu keuchen.

»Hoffentlich weißt du, wohin du willst«, stieß er hervor.

»Ich weiß es.«

»Was machen wir, wenn wir dort sind?«

Chap blieb wie angewurzelt stehen.

»Weißt du das nicht?« fragte er.

Der Hubschrauber beschrieb einen weiten Bogen, der ihn auf hundert Meter heranführen mußte.

»Nicht stehenbleiben«, sagte Taber. »Mir fällt schon etwas ein.« Aber als sie weiter in die Nacht trabten, wußte er, daß er nicht die geringste Vorstellung davon hatte, was sie tun sollten.

»Wie weit ist es?« keuchte er.

»Nicht weit.«

Es gab ein Klicken und Summen, das über dem Brummen des Hubschraubers deutlich zu hören war. Kurz danach die Stimme des *Yori*-Hauptmanns: »Tahbär, wohin wollen Sie? Wissen Sie nicht, daß Ihr FBI Sie auch sucht?« Die Stimme des Hauptmanns klang flehend.

Wie hätte er dem Hauptmann bei dem Lärm eine Antwort geben sollen, selbst wenn er gewollt hätte? Taber fragte sich, wieviel Treibstoff der Pilot noch vergeuden würde, bevor er aufgab. Wie zur Antwort stieg der Hubschrauber plötzlich empor und flog davon in Richtung Rio Yaqui. Er flog direkt über sie hinweg, aber Taber nahm an, daß man nicht mehr Ausschau nach ihnen hielt.

Stimmte das mit dem FBI? Der Hauptmann hatte von Tabers und Licos Problemen nichts gewußt. Dieser Abschiedsgruß konnte kein Zufall sein.

Während Chap weiter durch die Nacht eilte, kam Taber zu zwei Ergebnissen: Sein Atem wurde immer kürzer, und es war viele Stunden her, seitdem er etwas gegessen hatte.

»Wie weit noch?« fragte er.

»Nicht weit.«

»Haben wir die Hälfte schon hinter uns?«

»Von wo aus?«

»Von dort, wo wir losgegangen sind«, fauchte Taber.

»Ja.«

»Dann können wir uns Zeit lassen. Jetzt besteht keine Gefahr mehr, jedenfalls nicht bevor es hell wird.«

»Ja.«

»Was ja?«

»Es besteht Gefahr.«

»Was?«

Der *Chapayeca* blieb plötzlich stehen. Langsam drehte er den Kopf. Schließlich standen Nadelnase und Ohren im rechten Winkel zu ihrer Laufrichtung.

»Elf, vielleicht zwölf«, sagte Chap. »Auf Pferden. Wenn wir uns beeilen, kommen sie nach uns hier vorbei. Wenn wir hier bleiben, treffen wir uns.«

Sie schneiden unsere Spur, dachte Taber. Wenn es Yaqui waren, würde sie so deutlich sein wie der weiße Mittelstrich auf einer Autostraße. Aber warum sollten Yaqui im Dunkeln umherhetzen?

»Kannst du Stimmen hören?« fragte Taber.

»Ja.«

»Welche Sprache?«

»Dieselbe, die die Männer in der rotierenden Maschine gesprochen haben.«

»Mexikanische Soldaten! Der Idiot vom FBI muß irgendwen davon überzeugt haben, daß ich Atomgeheimnisse stehle.«

»Schnell«, drängte der *Chapayeca*.

Dumpf begriff Taber, daß das fremde Wesen zum erstenmal selbst aktiv wurde. Bis jetzt hatte er alles nur geschehen lassen.

»Weißt du, was es heißt, müde zu werden?« fragte Taber.

»Ja.«

»Nun, ich bin es. Ich kann nicht mehr weit. Sind sie ausgeschwärmt, um uns zu suchen, oder reiten sie hintereinander?«

»Einer nach dem anderen«, antwortete Chap.

Das hieß, daß sie nicht suchten. Mexikanische Soldaten waren schlechte Spurenleser, und diese hier dachten offenbar nicht daran, in der Dunkelheit Zeit mit Suchen zu vergeuden. Aber was wollten sie eigentlich, hier draußen am Rand des Nichts, um diese Zeit?

»Kannst du hören, worüber sie reden?«

Chap zielte wieder mit seinen langen Ohren und begann tonlos auf Spanisch zu zitieren: »So gut ist das. Schade, daß alles verbrannt wird.«

»Können wir uns nicht ein paar Kilo verschaffen?«

»Klar. Der Sergeant ist in Ordnung. Nur nicht übertreiben.«

Taber grinste. Sie waren gar nicht hinter ihm her. Sie waren unterwegs, um irgendwo die Marihuana-Ernte niederzubrennen. Dann begriff Taber, daß es ziemlich heikel werden konnte. Nichts würde diese Soldaten davon überzeugen, daß er und Chap nicht die Marihuana-Anbauer suchten.

»Werden sie uns verfehlen?« fragte er.

»Wenn wir uns beeilen«, sagte der Chapayeca. Sie begannen wieder zu laufen. Plötzlich hörte Taber Hufschläge, das Knarren von Lederzeug und das Klirren von Zaumzeug.

»Vorsicht«, sagte er. »So taub sind Menschen nicht.«

Die Kolonne kam in einem Abstand von dreißig Metern vorbei. Als Taber sie nicht mehr hören konnte, war er wieder so weit zu Atem gekommen, daß er sich seines Hungers bewußt wurde. Sie gingen langsamer und er spürte, daß Chap sich der Richtung nicht so sicher war. Schließlich blieb er stehen und drehte die Nadelnase im Kreis.

»Was machst du?« fragte Taber.

»Ich lausche.«

»Worauf?«



»Auf -« Der *Chapayeca* schwieg einen Augenblick. »Eine Blase, so würdest du es wohl nennen. Eine Stelle, wo die Nachtgeräusche nicht ganz stimmen. Ich glaube kaum, daß du es hören könntest.«

»Ich kann gar nichts hören«, gestand Taber.

»Ich auch nicht, solange du redest.«

Taber schwieg. Einen Augenblick später setzte sich das fremde Wesen in Bewegung. Taber folgte ihm. Plötzlich verschwand es und ließ Taber allein in der Nacht zurück, ohne Wasser, Nahrung und Maultier.

Taber stand ein paar Sekunden da und überlegte, was er tun sollte. Er konnte nicht zurück nach Rio Yaqui. Mußte ein paar Dinge ordnen, bevor die Vereinigten Staaten ungefährlich sind. Irgendwo östlich von hier, in der Sierra Madre, würde er vermutlich auf Tarahumaras stoßen, die berühmten Jäger, die Wild bis zur Ermüdung jagten, weil sie sich keine Patronen leisten konnten. Wie lange würde er brauchen, um bei ihnen in Schwierigkeiten zu geraten?

»Bleibst du die ganze Nacht hier stehen?« fragte Chap.

»Wo bist du?«

»Im Schiff. Komm herein!«

Taber trat zögernd vor, die Hände ausgestreckt. Ohne irgend etwas zu spüren, befand er sich plötzlich im Inneren des Schiffes.

Nach einigen Sekunden paßten sich seine Augen an, und er konnte in dem grellen, blau-weißen Licht sehen. Taber

empfand eine vage Enttäuschung. Was hatte er erwartet? Er wußte es eigentlich nicht, aber auf irgendeine Weise hatten die ungeheuren interstellaren Entfernungen ihn dazu gebracht, ein Schiff von entsprechender Größe zu erwarten. Er stand am Boden eines Kamins – oder war es ein Kegel? Der Platz reichte kaum zum Stehen. Irgendwo über ihm hockte der Chapayeca. Die Kegelspitze schien zu den Sternen hin offen zu sein. Einen Augenblick später erkannte Taber, daß das nicht sein konnte. Er blickte durch ein durchsichtiges Dach oder eine Art Schirm. Hier im Schiff war er vor dem Wind geschützt, aber es war nicht wärmer als draußen.

»Können Sie eine Heizung einschalten oder dergleichen?« fragte er.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Es gibt keine.«

»Wie können Sie draußen, wo es richtig kalt ist, am Leben bleiben?«

»Mein Anzug.«

Taber schlug sich auf die Stirn. Kein Wunder, daß Chap sich über Leute gewundert hatte, die in Häusern lebten. Die drei Grundbedürfnisse des Menschen waren immer Nahrung, Kleidung und Unterkunft gewesen. Mit der Kleidung des fremden Wesens gab es ein Grundbedürfnis weniger. Wer würde eingesperrt in einem Haus leben, wenn er es bei jeder Art von Wetter vollkommen bequem hatte?

Was würde eine Zivilisation ohne Wände an Gesellschaftsmoral zu bieten haben? Wie jeder Anthropologe dachte Taber sofort an Margaret Meads Arbeiten über die Sexualgewohnheiten der Samoaner, die sich auf die Dunkelheit und ihre Kenntnisse darüber verließen, wer wo schlief. Dann begriff er, daß eine Freiluft-Zivilisation mit zwei oder drei leuchtenden Himmelskörpern, die pausenlos Helligkeit verbreiteten, die Möglichkeit einer geplanten oder ungeplanten Verwirrung, wie sie dem Leben auf Samoa Abwechslung verlieh, ausschloße. Wenn die fremden Wesen sich nicht durch Knospung fortpflanzten, würde es Gebäude geben, Höhlen, eine Art künstlicher Dunkelheit. Was würde die Dunkelheit bei einem dieser Wesen bewirken?

»Ich wette, daß du jede Nacht sinnlich angeregt warst, seitdem du auf der Erde bist«, sagte er.

»Nein.«

Wieder war eine schöne Theorie widerlegt worden.

»Leben dort, wo du herkommst, die Leute in Häusern?«

»Nicht in Häusern. Manchmal haben sie ein Dach ohne Wände wie die Yaqui-Ramadas.«

»Warum?«

Chap zuckte die Achseln.

»Manche Leute mögen die alte Art.«

*Sie achten also die Tradition.*

»Gibt es hier etwas zu essen?«

»Sternnahrung.«

»Was ist das?«

»Man ißt das nur im Weltraum. Nicht sehr gut.«

»Solange es sich nicht wehrt, esse ich davon.«

Das Wesen warf einen durchscheinenden, sechseckigen Gegenstand herunter. Er erinnerte Taber an Babyseife.

»Muß ich etwas aufmachen?«

»Nur essen.«

Taber biß vorsichtig hinein. Es war knusprig, ein wenig salzlos und schmeckte vage nach Protein. Hätte Lamm oder Kalb sein können. Ein schwacher Nachgeschmack nach Fisch ließ an Schildkröte denken. Taber verschlang das ganze Ding.

»Warum sagst du, es sei nicht gut?« fragte er, aber dann fiel ihm Chaps Vorliebe für die bitteren Eicheln ein. »Warum stattet ihr ein Schiff mit Nahrung aus, die nicht schmeckt?« verbesserte er sich.

»Sie sagen, zuviel *Jahel* macht durstig.«

»*Jahel*. Ist das ein bitteres Gewürz?«

»Ja, aber ich glaube nicht, daß sie es tun, um Wasser zu sparen.«

»Weshalb dann?«

»Im Weltraum gibt es nichts zu tun. Außer essen.«

Taber dachte an die Diät mit dem Schlagwort: >Essen Sie, soviel Sie wollen, von allem, was Sie nicht mögen.<

Obwohl er nicht den Eindruck hatte, daß der durchscheinende Würfel viel Feuchtigkeit enthielt, war sein Durst gelöscht. Wahrscheinlich lag die Wahrheit irgendwo in der Mitte zwischen der offiziellen Version und der von Chap.

Der Forscher griff in seine Tasche – nach dem Insulin – und geriet für einen Augenblick in Panik. Er beruhigte sich jedoch wieder, als er feststellte, daß die Pillen noch für zehn Tage reichten. Die restliche Medizin befand sich in seinem Bündel. Und sein Bündel war am Sattel befestigt.

Der Henker mochte den Hauptmann holen! Aber Taber sah ein, daß der Hauptmann eigentlich nichts dafür konnte. Er hätte Decken und Kleidung mitnehmen können, wenn er daran gedacht hätte. Dann wären die Sachen jetzt unterwegs nach Rio Yaqui, im Hubschrauber. Würde Lico die Maultiere wieder einfangen?

Aufgebracht durchsuchte Taber seine anderen Taschen. Er hatte ein Dutzend Schmerztabletten bei sich und eine halbe Rolle Teststreifen, der sich beim Test grün verfärbte, wenn der Patient Zucker im Harn hatte.

»Gibt es hier eine Toilette?« fragte er.

»Nein.«

»Nein? Wie, zum Teufel, kannst du – schon gut.« Taber drehte sich um und ging hinaus in die schwarze Wüstennacht. Er fröstelte im kalten Wind und versuchte den Streifen zu treffen. Minuten später mußte er einsehen, daß es nicht ging. Verärgert steckte er den abgerissenen Streifen wieder ein und

trat ins Innere. »Betten gibt es hier wohl auch nicht«, murrte er.

»Nein.«

»Ihr schlaft aber doch, nehme ich an.«

»Im Weltraum gibt es keine Schwerkraft. Man schläft überall.«

»Am Boden?«

»Am Boden.«

»Was?«

»Am Boden. Warum im Schiff bleiben, wenn wir am Boden sind?«

Taber dachte an das Schutzfeld des Wesens und seine wärmeregulierende Kleidung. Er spürte, daß seine wissenschaftliche' Objektivität an der Tatsache scheiterte, daß es in diesem Labyrinth von Handgriffen und Schienen keinen Platz zum Schlafen gab, und keine Möglichkeit, die Kälte zu lindern, die sich durch seinen ganzen Körper ausbreitete. Er gab einen unwissenschaftlichen Ausdruck von sich und ging hinaus, um Brennholz zu sammeln.

Er stolperte herum, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dann sammelte er soviel Fettholz und *Pitahaya*, wie er in der unmittelbaren Umgebung losreißen konnte. Als er einen Arm voll hatte, wurde ihm klar, daß er nicht wußte, in welcher Richtung das unsichtbare Raumschiff lag.

»Chap!« brüllte er.

Das fremde Wesen erschien sofort.

»Nicht so laut!« zischte Chap. »Soldaten in der Nähe. Komm herein!«

Taber fluchte halblaut vor sich hin, schob sich durch den Eingang und fand sich mit einer Nacht ohne Wärme ab. Wie lange würde es dauern, bis es hell wurde? Dann bemerkte er den ultramarinblauen Tennisball, den ihm das fremde Wesen hinhielt.

»Was ist das?«

Der *Chapayeca* schüttelte den Ball. Der Ball entwirrte sich, und Augenblicke später entdeckte Taber, daß die mikrodünne Schicht ein Anzug von der Art war, wie Chap ihn trug.

»Er kommt direkt auf die Haut«, sagte Chap.

Taber zog sich mit klappernden Zähnen aus. Er hatte Angst, die gewichtslose blaue Hülle zu zerreißen, aber sie erwies sich als strapazierfähig und legte sich sofort eng an seinen Körper an. Er kam sich nackt vor, merkte aber bald, daß er nicht mehr fror.

»Hält das Kugeln auf?« fragte er.

»Nein. Es hält dich warm oder kalt, je nach dem Wetter.«

»Wie lange dauert es, bis es verschlissen ist?«

»Ich weiß nicht.«

»Wie lange trägst du deinen Anzug schon?«

»Seit der letzte ausgebrannt ist.«

»Wann war das?«

»Auf halbem Weg hierher. Ich flog durch die Außenhülle eines Sterns. Ihren Namen dafür kenne ich nicht.«

Taber schätzte beiläufig, daß er hier in Sonora einige Jahreszeiten überdauern würde.

»Schläfst du heute nacht?« erkundigte er sich.

»Nein.«

»Gut, dann schlafe ich. Sage mir Bescheid, falls die Soldaten zu nahe herankommen.« Taber trat hinaus in die Dunkelheit. Er machte aus seinem schmutzigen Hemd und der Hose ein Kissen und erwachte erst einige Stunden später, als die Sonne ihm ins Gesicht schien.

Er lag auf einer kleinen Anhöhe. Felsen und Vegetation machten sie für das Wild schwer zugänglich. Es bestand wenig Gefahr, daß das Raumschiff hier zufällig entdeckt würde! Taber suchte nach Anzeichen, die seine Anwesenheit verrieten, fand aber nichts.

Er ließ seine Kleidung als Merkpunkt liegen und bewegte sich spiralenförmig von ihr fort, etwa dreißig Meter. Dann sah er ein, daß er das Schiff auf diese Weise nicht finden würde. Taber war vom Eingang nur ein, zwei Schritte entfernt gewesen. Log Chap, wenn er behauptete, das Schiff sei funktionsunfähig? Taber kehrte nachdenklich zu seinem Kissen zurück. Er entfernte sich fünf Schritte davon, kehrte



zurück und versuchte es in einer anderen Richtung. Beim vierten Versuch trat er durch den Eingang.

Der *Chapayeca* las ein Buch. Wenn Taber seine Miene richtig deutete, war er nicht glücklich.

»Ich muß mitten durch das Schiff gegangen sein«, sagte Taber.

»Das passiert, wenn man den Eingang nicht trifft.«

»Es ist also nicht schlechthin unsichtbar, sondern nur in einer anderen Dimension erkennbar, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht. In einer Phasenverschiebung, wäre richtiger.«

»Was liest du?«

»Ich weiß nicht.«

Resigniert packte Taber zwei der Raumschiffgriffe und zog sich den Schacht hinauf. Vom Boden entlang der Vertikalachse kam man mehr oder weniger unbehindert hinauf. Darüber befand sich ein Stangengerüst. Nirgends konnte Taber etwas sehen, das einer Maschine glich.

Das fremde Wesen hing mit Haken an dem, was Taber bisher für Gürtelschleifen gehalten hatte. Der Anthropologe schaute sich um, konnte aber keine Haken mehr entdecken.

»Schwing dich zu einer Stange hin und bleib einen Augenblick ruhig«, sagte Chap.

Taber tat es. Ein Haken tauchte aus der fugenlosen Oberfläche der Stange auf und faßte nach seiner Taille zur

Linken. Dasselbe passierte an seiner rechten Seite mit einer zweiten Stange.

»Wie komme ich wieder los?«

»Einfach ziehen.«

»Reißt da nichts?«

»Nur, wenn du willst.«

Das Ganze war beinahe so unwahrscheinlich wie das Fernsehen. Langsam und vorsichtig stützte sich Taber auf die Haken. Er begann den dünnen blauen Anzug zu schätzen, der das alles abhielt, ohne deformiert zu werden.

»Hast du viele Bücher an Bord?« fragte er.

»Nur das eine.«

Heiliger Marshall McLuhan, dachte Taber, eine nach-literarische Gesellschaft.

»Du kannst nicht so gut lesen, wie?«

»Nein.«

»Wann hast du es gelernt?«

»Ich weiß nicht.«

8

Taber fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

»Wir könnten viel schneller reich werden, wenn du mir mehr von dir, deinem Volk und deiner Heimat erzählen würdest und dir nicht jedes Wort aus der Nase ziehen ließest.«

»Aber ich weiß nichts.«

»Woran erinnerst du dich?«

»Nicht an sehr viel.«

»Hattest du einen Unfall? Ist etwas schiefgegangen? Das muß es sein. Dein Schiff funktioniert nicht. Weißt du, warum nicht?«

»Nein.«

Taber schüttelte den Kopf. Muß es anders probieren, dachte er.

»Heiraten die Leute, da, wo du herkommst?«

»In welcher Weise?«

»Wie die Yaqui – oder mein Volk, ein Mann und eine Frau.«

»Ich glaube schon.«

»Bist du verheiratet?«

»Nein.«

»Bist du alt genug, um zu heiraten?«

»Ich nehme an.«

»Bist du zu alt?«

»Ich glaube nicht.«

»Warum hast du nicht geheiratet?«

»Niemand hat mich darum gebeten.«

Taber entdeckte in der monotonen Stimme des *Chapayeca* einen Anflug von Emotion.

»Warum nicht?« forschte der Anthropologe weiter.

»Ich weiß nicht.«

»Bist du häßlich?«

»Nein.«

»Bist du von niedrigem gesellschaftlichen Stand?«

Das Wesen überlegte kurz.

»Ich glaube nicht«, sagte es. »Jeder behandelt mich mit Respekt.«

»Trotzdem hältst du dich für arm. Ist das der Grund, warum du nicht verheiratet bist?«

»Viele arme Leute heiraten.«

»Das ist mir auch aufgefallen«, sagte Taber.

»Bist du auch arm gewesen, als du geheiratet hast?«

»Woher weißt du, daß ich verheiratet war?«

»Du bist von einer inneren Traurigkeit erfüllt, ganz im Gegensatz zum Zorn der jungen Männer.«

»Für einen Mann, der nie verheiratet war, weißt du eine Menge davon.« Was für Ehegebräuche mochte Chaps Rasse haben? Taber fragte sich, ob er und das Wesen überhaupt dasselbe meinten.

»Wolltest du hier landen, oder bist du zu einer Notlandung auf der Erde gezwungen gewesen?«

»Ich weiß nicht.«

Taber seufzte.

»Zeige mir dein Buch.«

»Es ist nicht in einer Erdensprache geschrieben.«

»Ich weiß. Wenn ich es sehe, erfahre ich vielleicht etwas über dein Volk.«

Chap gab ihm das Buch. Es unterschied sich in nichts von einem irdischen Druckwerk, glich allerdings eher einem Notizblock als einem Buch. Die Blätter waren an der Schmalseite mit einer Art Leim bestrichen, der sich ziehen ließ, so daß man umblättern konnte. Chap hatte das Buch mit dem Rücken nach unten gehalten.

Taber betastete es. Die Blätter hatten eine etwas aufgerauhte Oberfläche. Nennen wir es Papier, dachte er, auch wenn es nicht knitterte und sich nicht falten ließ. Der schwach violette Untergrund war mit Symbolen und Zeichnungen bedeckt. Mit sonderbaren Zeichnungen, die ihm irgendwie bekannt vorkamen, wenngleich er noch nie etwas in dieser Art gesehen

hatte. Er blätterte. Verarbeitung und Qualität waren bestenfalls irdisch. Taber hatte etwas Besonderes erwartet, wenigstens ein umkehrbares Hologramm. Taber schien es, als sei das Buch handgeschrieben, die Zeichnungen handgemalt und die ein wenig schiefen Seiten handgebunden.

»Sieht handgemacht aus«, meinte er.

»Wie macht man sonst ein Buch?«

»Oho!« sagte Taber. »Stellt ihr nichts mit Maschinen her?«

»Doch, gewiß.«

»Warum also nicht Bücher?«

»Eine Maschine hat keine interessanten Gedanken.«

»Ich habe nicht gemeint, daß eine Maschine sie *schreiben* soll.« Taber versuchte, kurz zu erklären, wie man Bücher verlegte – was geschah, wenn der Verfasser aufhörte und die Maschinen in Aktion traten. Zur Erläuterung beschrieb er die ersten Verlage im alten Rom, wo Sklaven Diktate aufgenommen und eine Ausgabe von fünfzig Schriftrollen hergestellt hatten.

»Klingt gut«, sagte der *Chapayeca*.

»Druckpressen sind faszinierend. Ich zeige dir mal eine.«

»Nein, ich meine die Sklaven. Wer könnte mehr als fünfzig Exemplare gebrauchen?«

Taber zuckte die Achseln, dann fiel ihm etwas ein.

»Ihr habt Sklaven?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Ich glaube, es gibt Leute, die Bücher abschreiben würden.«

»Für Geld?«

Chap zögerte.

»Das glaube ich nicht«, sagte er. »Junge Leute -« Er verstummte.

Taber wartete, aber der *Chapayeca*. sprach nicht weiter. Enttäuscht blätterte Taber weiter. Die Zeichnungen erinnerten ihn an etwas... Er tippte sich an die Stirn und schaute sich im Schiff um. *Wenn ich ein Buch mitnehmen könnte, was würde ich wählen? Die Bibel? Fiele mir gar nicht ein! Handbuch für Überlebenstechniken?* Taber blickte zerstreut auf das Gewirr von Stangen im Schiff und dann wieder auf die einfachen Zeichnungen.

»Das Buch da«, sagte er, »es ist ein Wartungsbuch.«

»Das hatte ich gehofft«, sagte Chap. »Kannst du es lesen?«

»Nein«, gab Taber zu, »aber ich kann es auf jeden Fall einmal versuchen. Wie fliegt man das Ding hier?«

»Es funktioniert nicht.«

»Zeige mir, wie du es machen würdest, wenn es ginge.«

Chap packte mit einer Hand eine Stange und zog sich hoch. Die Haken lösten sich von seiner Taille, und er schwang sich hinauf zu der offen wirkenden Spitze des Schiffes. Taber folgte ihm und dankte seinem privaten Dämon, daß er noch Kraft in den Armen hatte. Übrigens hatte er heute kaum

Schmerzen verspürt. Vielleicht wurde sein Rückgrat in dieser Hängelage entlastet. Vielleicht lag es auch an dem blauen Anzug, der ihn warm hielt. Er betrachtete die Position Chaps mit Sorge.

»Wirst du da nicht in Scheiben zerteilt, wenn das Schiff beschleunigt?« fragte er. »Oder gibt es einen Schutz vor der starken Beschleunigung?«

»Mein Schild«, sagte Chap und deutete auf die Narbe unter seinem Ohr.

»Hmmm -«

Neben der Hand des Wesens ragte aus dem Labyrinth von Stangen ein stumpfer, phallischer Gegenstand hervor. Der *Chapayeca* ergriff und drehte ihn. Das Schiff schwankte. Chap drehte an dem Gegenstand als wollte er ihn abreißen.

Taber hielt sich fest, so gut er konnte, während das Schiff umkippte und wie ein auslaufender Kreisel rotierte. Durch den Dachschirm sah er eine wild rotierende Landschaft. Einmal glaubte er, Reiter und einen Hubschrauber zu sehen.

»Aufhören!« schrie Taber. »Ich kann mich nicht ewig festhalten.«

Chap versetzte den Hebel zurück in seine vertikale Position, das Schiff stand wieder aufrecht. Er zog den Hebel hoch. Nichts rührte sich.

»Siehst du«, sagte Chap. »Es startet nicht.«

»Sage mir Bescheid, bevor du das noch einmal machst«, knurrte Taber. »Ich habe kein Schutzschild.« Er begann



zu überlegen, wie seine eben gewonnenen Erfahrungen zu verwerten seien. Was sollte er ohne Kamera tun? Selbst wenn er Fotos machen könnte, würde man ihm wahrscheinlich nicht glauben.

»Hat das Schiff Geräusche verursacht, ist es sichtbar geworden, oder hat es sonst etwas gemacht, als es sich drehte?«

»Sichtbar ist es nie. Vielleicht Geräusche.«

»Laß mich mal an den Hebel heran!«

Taber hatte eigentlich mit Widerstand gerechnet, aber Chap machte ihm stumm Platz. Hätte Taber einem Fremden, der nicht Autofahren konnte, seinen Wagen überlassen? Vorsichtig griff er nach dem Hebel, aber dann fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß er sich festhaken mußte.

Ganz langsam kippte er den Hebel. Das Schiff kippte im selben Maß. Als er den Boden sehen konnte, stellte er den Hebel schief. Langsam folgte das Schiff der Steuerung. Taber hing mit dem Kopf nach unten und entdeckte in dieser Lage den Hubschrauber und die Soldaten eine halbe Meile am Hang unter sich. Sie blickten nicht in seine Richtung. Vorsichtig stellte Taber den Hebel gerade und spürte, wie sein Gleichgewicht zurückkehrte.

»Ist das der einzige Steuerhebel?« fragte er.

»Ja.«

»Gibt es keine Tür, um das Raumschiff abzusperren?«

»Nein.«

»Wie haltet ihr die Luft im Schiff zurück, wenn ihr im Weltraum seid?«

»Ich weiß nicht. Sie bleibt einfach hier.«

Taber stöhnte auf.

Geduldig bemühte sich Taber, eine Beziehung zwischen den Zeichnungen und dem Schiff herzustellen. Als er das System begriffen hatte, erklärten sich manche Diagramme im Buch von selbst, aber leider fand er keine Zeichnung, die die Funktion des Steuerhebels darstellte.

Taber hatte genug Maschinen repariert, um mehr oder weniger zu erraten, was zusammenpaßte und was nicht. Dabei kam ihm auch seine Berufserfahrung als Anthropologe zu Hilfe. Was sollte man aber von Maschinen halten, die an den seltsamsten Stellen zusammengeschweißt waren und nicht zur Regulierung und Reparatur wieder getrennt werden konnten?

Taber wußte, daß er die Grundlagen dieses Schiffsantriebs so wenig begreifen würde, wie die Durchschnittsfrau weiß, warum ihr Auto läuft. Aber wenn der Defekt einfacher Natur war – das Raumfahrt-Äquivalent einer lockeren Schraube... Der Haken war nur: wie lernt jemand, der nur mit Schnüren und Knoten umgeht, Muttern und Schrauben zu bewältigen?

»Wird bei euch etwas Defektes weggeworfen oder repariert?« fragte er.

»Ich weiß nicht.«

»Denke doch einmal nach, verdammt noch mal! Hat schon jemand einen Riß repariert, der sich in deinem blauen Anzug gezeigt hat?«

»Sie gehen nicht kaputt.«

»Einer ist doch verbrannt. Was hast du damit gemacht?«

»Weggeworfen.«

»Wie?«

»Zur Tür hinaus.«

»Ist das die Art, wie du -« Das ergab keinen Sinn, dachte Taber. Die Sternnahrung erklärte den Mangel an Kücheneinrichtungen. Chap mochte von ihr nicht begeistert sein, aber sie sättigte jedenfalls angenehm. Taber verspürte nach wie vor weder Hunger noch Durst.

»Wenn du zu Hause wärst, würdest du das Schiff reparieren lassen oder ein anderes nehmen?«

»Ich weiß nicht. Hatte vorher nie ein Schiff.«

Vielleicht fehlte Chap die Erfahrung.

Der Schlüssel lag im Handbuch. Das Schiff war kein einmaliges Erzeugnis. Es bedurfte einer hochentwickelten Technologie, ein Sternenschiff zu bauen. Das Reparaturhandbuch für dieses Raumschiff war aber mehr als sonderbar. Es erinnerte Taber an Werk- und Bastelbücher in den ersten Klassen der Grundschule. Warum?

Vorsichtig kippte er den Hebel erneut. Der Hubschrauber war fort, aber die Reiter befanden sich noch in der Nähe, etwa

hundert Meter entfernt – und sie folgten Tabers Fußspuren zum ungeschützten Eingang des Raumschiffs.

»Sie kommen herein!« sagte Taber in Panik und appellierte an diverse babylonische Nebengötter.

Der *Chapayeca* raffte sich auf.

»Drehe das Schiff, bis die Türe am Boden ist.«

Nach mehreren Versuchen brachte der aufgeregte Taber das rotierende Schiff in die richtige Lage. Gerade rechtzeitig, wie er vermutete, denn in diesem Augenblick wirbelte unter der Tür eine dünne Schicht Staub auf. Als sich der Staub gelegt hatte, sah Taber Hufspuren. Der Kopf des Reiters mußte durch Taber hindurchgegangen sein. Er atmete nach langer Zeit wieder einmal aus. Der *Chapayeca* zeigte nicht den kleinsten Anflug von Erregung.

Welche technologische Gesellschaft besitzt keine Bücher? Widerstrebend kam Taber auf seine erste Vermutung zurück. Er starrte das fremde Wesen an. Du bist ein Telepath, verdammt. Warum gibst du nicht zu, daß du meine Gedanken lesen kannst? Aber das Wesen ließ nicht erkennen, daß es Tabers Gedanken wahrnahm. Wenn alles Wissen zusammengefaßt und leicht zugänglich war, brauchte man weder Bücher noch Studium. Damit könnte eine Bienenschwarm-Mentalität verbunden sein, vermutete Taber, unvorstellbar in ihrer gesamten Leistungsfähigkeit. Aber die Intelligenz jedes Einzelwesens mochte ganz gering sein.

War das die Erklärung für Chaps gelassene Begriffsstutzigkeit und seine gelegentlichen Geistesblitze? Taber befand sich auf

unbekanntem Gelände und mußte sich von dem leiten lassen, was er vorfand. Unterstellt, daß es Telepathie gab: Wenn es sich um ausgestrahlte Energie handelte, mußte sie dem Gesetz des umgekehrten Quadrats gehorchen und über Entfernungen hinweg an Kraft verlieren. Wie weit war das Wesen von zu Hause fort? Weit genug, daß der Kontakt abgerissen war?

»Habt ihr Funk oder Telefone?« sagte Taber.

»Was?«

Taber beschrieb die Nachrichtenmittel der Erde.

»Nein.«

»Nichts dergleichen?« fragte Taber. »Keine Filme, kein Fernsehen?«

»Wozu?«

Allerdings – wozu?

Taber begann versuchsweise, dem Wesen seine Theorien zu skizzieren und achtete auf ein Zeichen des Erkennens oder der Zustimmung.

»Habe ich recht?« fragte er schließlich.

»Ich weiß nicht.«

»Habe ich unrecht?«

»Ich weiß nicht.«

Bedrückt befaßte Taber sich wieder mit dem Handbuch. War es wirklich ein Wartungshandbuch?

»Bist du sicher, daß du nicht verheiratet bist und dieses hier kein Malbuch deines Kindes ist?« fragte er. »Nein, laß nur! Du weißt es nicht.«

»Ich weiß es doch«, sagte Chap. »Wenn ich verheiratet wäre, würde ich mich erinnern.«

Taber dachte kurz an das katastrophale Ende seiner eigenen Ehe.

»Ja, das würdest du«, gab er zu.

Es gab einfach nicht genug Bezugspunkte, auf denen Taber eine Theorie hätte aufbauen können. Was wußte er schon über das fremde Wesen?

»Bist du Rechts- oder Linkshänder?« fragte er.

»Was?«

Taber erklärte ihm die Zweiteilung des Gehirns und die Dominanz der einen Seite über die andere.

»Ich glaube nicht.«

Hmm. Beidhändigkeit würde die außerordentliche körperliche Gewandtheit Chaps erklären. Das konnte allerdings auch daher rühren, daß er mit absoluter Sicherheit wußte, bei keinem Sturz könne ihm etwas passieren. Taber griff nach seinem Schreibstift und schlug sich plötzlich an die Stirn. Was war eigentlich los mit ihm? Er stellte das Schiff aufrecht, hakte sich aus und kletterte zum Eingang hinunter. Er trat gerade durch die Tür, als er Hemd und Hose sah. Der *Yori*-Hauptmann stand ihm gegenüber und leerte die Taschen, zwei kleine Schritte entfernt.

»Schnell, das Schiff drehen!« kreischte Taber. Er zwängte sich zwischen die Stangen und hielt sich fest.

Minuten vergingen, bevor er wieder klar denken konnte. Wenn das Schiff sich so gedreht hatte, wie er annahm, befand sich der Hauptmann jetzt irgendwo im Schiffsinnen, vielleicht in demselben Raum wie Taber. Der Hauptmann wußte jetzt, daß Taber hiergewesen war, daß er zu Fuß herumliefe und nicht weit weg sein konnte.

Nach einer Weile wurde Taber klar, wie verwirrt der Hauptmann sein mußte. Inzwischen hatte er wahrscheinlich erfahren, daß Taber Diabetiker und auf Insulinversorgung angewiesen war. Trotzdem lagen hier Tabers Kleidungsstücke und seine Medikamente herum. Wahrscheinlich wartete der Hauptmann darauf, daß die *Zopilotes* am Himmel zu kreisen begannen. Er hoffte vermutlich, Tabers Leiche zu finden, sobald sich die Aasfresser darauf stürzten.

Hier würde es in den nächsten Tagen von Leuten wimmeln. Wie perfekt war die Tarnung des Schiffes? Wenn der *Yori*-Hauptmann je eine Andeutung bemerkte...

»Wir müssen hier weg«, begann Taber. »Ich wollte fragen, ob du weißt, was eine Schraube ist.«

»Ja.«

»Wirklich? Werden auf deinem Planeten Dinge manchmal mit Schrauben zusammengefügt – wie die Kappe auf meinem Kugelschreiber?«

»Ja.«

»Kannst du mir im Schiff ein paar Schrauben zeigen?«

Der *Chapayeca* packte die nächste Stange, drehte sie eine Viertelumdrehung nach hinten und reichte sie Taber.

»Das ist unmöglich«, rief Taber. »Die Stange war an beiden Enden befestigt. Selbst mit gegenläufigem Gewinde müßten sich die Stücke, wo sie befestigt sind, bewegen.«

Der *Chapayeca* gab ihm die Stange. Taber betrachtete die fast mikroskopisch kleinen Gewinde an beiden Enden. Durchbrochene Gewinde, wie jene, mit denen man bei einem alten Taucherhelm nach einer Vierteldrehung eine feste Verbindung herstellen konnte. Aber Taber hatte keine Ahnung, wie das Maschinenteil hinein- und herausging. Na und? dachte er, wenn ein Pferd durch das Schiff hindurch kann, warum sollte dann nicht auch eine Stange eine andere verschlucken?

»Läßt sich das *ganze* Schiff so auseinandernehmen?«

Chap reichte ihm das nächste Stück.

»Nicht!« sagte Taber hastig. »Außer, du weißt, wie man alles wieder zusammensetzt.« Er hakte sich ein, hing da und dachte nach. »Wann hast du gemerkt, daß das Schiff nicht funktioniert?«

»Als ich hier landete.«

»Wie verhielt es sich?«

»Ich flog gerade an, wie immer, und als ich es zur Landung herumdrehte, konnte ich nicht bremsen.«



»Wie immer. Dann bist du viel geflogen?«

»Nein.« Der *Chapayeca* runzelte die Stirn. »Ach so. Mit >wie immer< meine ich die Art, wie es gemacht wird – nicht die persönliche Erfahrung.«

»Und wie bremst man?«

»Ich drehte das Schiff herum und kippte den Hebel >Aufwärts<, aber es ging nicht.«

»Der Hebel oder das Schiff?«

»Beides.«

Zu einfach. So einfach kann es nicht sein. Taber zog sich zur Kontrollposition hoch und packte den Hebel. Die Stange unterschied sich in nichts von den anderen. Der Hebel ragte daraus so natürlich hervor wie der Ast aus einem Baum. Taber hakte sich ein, drehte die Stange und versuchte, den Hebel im Auge zu behalten, während er sich nach der Erdschwerkraft drehte. Plötzlich erinnerte er sich an den Hauptmann. Er betrachtete den Schirm während einer Umdrehung, sah aber keine Spur von Leben, abgesehen von einer kleinen Rauchsäule in der Entfernung von etwa einer Meile.

Der Hebel bog sich, aber man sah keine Gelenke oder Fugen. Er war auch nirgends weich.

»Was würde passieren, wenn ich nach unten drücke?« fragte er.

»Ich weiß nicht.«

»Ich meine, wenn es funktionieren würde – was wäre dann?«

»Abwärts.«

»In die Erde hinein?«

»Ja.«

»Würde das dem Schiff schaden?«

»Nein.«

»Fliegt das Schiff rückwärts ebenso schnell wie vorwärts.«

»Ich nehme an.«

Taber drehte das Schiff wieder auf die Seite und sah, daß es draußen dunkel wurde. Als das Schiff horizontal lag, verringerte er den Druck auf den Hebel diesmal nicht. Er drückte stärker und stellte fest, daß er sich weiterbewegen ließ, auch wenn er fast seine ganze Kraft dazu brauchte. Er schob den Hebel mit Gewalt weiter und sah, daß der Boden kippte, bis das dicke Ende des Schiffes in die entgegengesetzte Richtung zeigte.

»Was passiert, wenn ich jetzt hinunterdrücke?« fragte er.

»Ich weiß nicht.«

»Wenn es funktioniert, meine ich. Schiebt sich das Schiff rückwärts vom Boden hoch?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht.«

Taber versuchte es mit Vorsicht. Der Hebel bewegte sich nicht. Er erinnerte sich, wieviel Kraft es gekostet hatte,

das Schiff umzudrehen, und versuchte es mit mehr Kraft. Er spannte alle Muskeln an und sah den Boden einen halben Meter zurückweichen. Er ließ los, und das Schiff setzte mit einem Ruck auf, den er in jedem Wirbel spürte.

»Sie können den Hebel mühelos bewegen, nicht?«

»Ja.«

Zum erstenmal wurde Taber klar, um wieviel stärker Chap sein mußte als ein Mensch. Nicht, daß es darauf ankam. Taber gewöhnte sich langsam daran, daß jedermann stärker war als er.

»Was hat dich gehindert, rückwärts bis nach Hause zu fliegen?«

»Konnte nicht sehen, wohin es ging.«

»Könntest du nicht einmal einen Außenspiegel anbringen?«

»Was ist ein Spiegel?«

Taber begann automatisch, es zu erklären, dann verstummte er.

»Hast du so etwas noch nie gesehen?« In Xbampo mußte es doch irgendwo einen Spiegel gegeben haben. Sahen Telepathen sich nur durch die Augen anderer?

»Kannst du den Hebel entfernen, wie vorhin die Stangen?«

»Ich weiß nicht.« Der *Chapayeca* drehte daran, und das Schiff schwankte bedenklich.

»Halt!« sagte Taber. »Irgendwo muß es einen Hauptschalter geben.«

»Du meinst, womit das ganze Schiff abgeschaltet wird?«

Taber nickte.

»Hier.« Das fremde Wesen drehte die Stange mit dem Hebel. Einen Augenblick lang verschwamm alles, wie bei einem Stromausfall. Dann hatte sich die Stange samt Hebel vom Schiff gelöst. Gleichzeitig erlosch das grelle blau-weiße Licht.

Bald gewöhnten sich Tabers Augen an die Außenhelligkeit, die durch Dach und Tür hereindrang. Er betrachtete die Enden der Stange, konnte aber nicht erkennen, wie die Gewinde funktionierten. Er suchte nach Kupplungen und fand sie nicht. Wahrscheinlich sind sie vorhanden, dachte Taber, aber für ihn so unsichtbar, wie getriebelose elektrische Kraftübertragung für einen Menschen aus der vorelektrischen Zeit. Er starrte den Steuerhebel mit zusammengekniffenen Augen an.

»Viel zu dunkel hier«, sagte er. »Das hätten wir am Tag versuchen sollen.«

»Ich glaube nicht«, sagte Chap.

»Warum?«

»Das Schiff ist jetzt sichtbar.«

Taber gab ihm die Stange zurück.

»Schnell wieder anbringen!« sagte er.

Sekunden später blinzelte Taber wieder in das blau-weiße Licht. Er drehte das Schiff, um hinauszublicken, aber ihr vorübergehendes Auftauchen war im Halbdunkel anscheinend unbemerkt geblieben. Taber funkelte den Steuerhebel erbost an. Chap schraubte alles ständig in die falsche Richtung. Taber drehte versuchsweise. Der Hebel bewegte sich, aber das Schiff nicht. Er spürte ein seltsames, unangenehmes Knirschen, als er weiterdrehte. Plötzlich löste sich der Hebel ab. Er spürte Bewegung – wie in einem sehr schnell hochsteigende Lift. Über sich sah er einen rasch wachsenden Sichelmond. Es sah so aus, als könnte er ihn knapp verfehlen.

Nach der ersten Panik akzeptierte Taber die Situation mit bewunderungswürdiger Resignation. Er blies die Handvoll Teile an, die aus dem Hebel rutschten. Eine kleine Menge weißer Grus löste sich davon. Taber wußte nicht, ob das Schmutz war oder defekte Teilchen. Nach mehreren Versuchen hatte er den Hebel wieder richtig zusammengebaut. Genauer: Er hatte ihn wieder zusammengesetzt, ohne daß etwas übriggeblieben wäre. Ganz vorsichtig versuchte er es und spürte, daß die Vorrichtung ohne Knirschen funktionierte.

Mond und Erde sahen für Taber wie zwei gleich große Halbkugeln aus, als er das Schiff drehte, eine halbe Stunde nach dem Start etwa. Er fragte sich, wie er zurückkommen sollte, ohne wochenlang nach der richtigen Stelle suchen zu müssen. Als er davon überzeugt war, daß die Steuerung jetzt ordentlich funktionierte, löste er dieses Problem auf die einfachste Weise. Er überließ Chap den Hebel und sagte: »Fliegen wir zurück.«

Erst danach wurde ihm klar, daß Chap, seit das Schiff wieder funktionsfähig war, weder Grund noch Absicht haben mochte zurückzukehren. Chap steuerte aber den helleren der beiden halben Golfbälle an, und bald sah Taber das Festland von Sonora auf sich zurasen. Als der Golf am Horizont zu sehen war, sagte er: »Langsam landen; ich bin zerbrechlich.« Erst als sie aufgesetzt hatten, begriff Taber, warum ihm die Landschaft so bekannt vorgekommen war. Sie sah genauso aus wie ein altes Zeitungsblatt, das in einem Mikrofilmlesegerät scharf erscheint.

Am Boden experimentierte Taber in Hochstimmung. Das Schiff funktionierte so simpel, daß sogar ein Idiot – nun, Chap steuerte es ja, nicht wahr? Es war eine helle Mondnacht, und Tabers Augen leisteten mehr als die von Chap, also übernahm er das Steuer. Er war noch keine zwölf Meilen weit gekommen, als er feststellen mußte, daß er sich verirrt hatte.

»Kannst du uns zum Dorf zurückfliegen?« fragte er.

Chap übernahm wieder das Kommando. Bald sah man den Umriß der dunklen Landmasse von Sonora mit dem mondbeschienenen Wasser des Golfs. Dann verlor das Schiff rasch an Höhe, drehte im letzten Augenblick bei und landete in einem kleinen Cañon.

»Das Schiff lassen wir besser hier«, meinte Chap.

»Wo sind wir?«

Chap deutete hinaus. Taber hakte sich aus und stieg hinunter zum Eingang. Stumm kletterten sie den Cañon hinauf. Als sie

oben ankamen, sah Taber auf dem Abfallplatz unter ihnen Feuer lodern.

Lico war da. Er hatte die Maultiere und Tabers Habe zurückgebracht. Als er Taber sah, besserte sich seine Laune.

»Weiß man hier über Teta Bescheid?« fragte Taber.

»Er hat dich angegriffen, und du hast dich verteidigt.  
– Willst du hierbleiben?«

»Wir sind nur vorbeigekommen, um zu sehen, ob mit dir alles in Ordnung ist«, sagte Taber. »Es wäre nicht klug, wenn wir hierbleiben würden, weil ich sie ja gewarnt habe, was dann passieren würde.«

»Du hast recht«, sagte Lico. »Ich hole meine Sachen.«

»Nein, warte. Du bist ein guter und treuer Freund gewesen. Jetzt muß ich es allein schaffen. Wenn es klappt, kannst du vielleicht einmal wieder zurück in die Staaten, wenn du genug davon hast, >in guten Straßen zu gehen<.«

Lico sah ihn forschend an, sagte aber nichts. Sie umarmten sich förmlich, dann trabten Taber und der *Chapayeca* wieder über den Kamm.

9

Im Schiff zählte Taber seine Pillen. Er schluckte eine Insulinkapsel und errechnete, daß er seit vierzig Stunden nichts gegessen und nichts von sich gegeben hatte. Plötzlich verstand er, warum es im Schiff keine Toiletten gab.

»Man ißt nur im Weltraum«, hatte Chap erklärt.

»Chap, wie lange dauert es, bis ich wieder Hunger nach Sternnahrung bekomme?«

»Ich weiß nicht.«

Natürlich nicht, dachte Taber.

»Wie lange hält bei dir ein Stück vor?«

Chap überlegte kurz.

»Ich habe gegessen, bevor ich daheim abflog«, sagte er. »Vor einem halben Jahr fing ich an, hier etwas zu essen.«

»Und solange man Sternnahrung ißt, muß man weder trinken noch seine Notdurft verrichten?«

»Ja«, sagte Chap.

»Wie lange kann man so leben?«

»Ich weiß nicht. Ewig, nehme ich an.«

Taber wußte aus langer und bitterer Erfahrung, daß die Schmerzen schlimmer waren, wenn sein unterer Verdauungstrakt durch festen oder gasförmigen Inhalt aufgebläht war. In den



letzten ein, zwei Tagen hatte er sich fast wieder wie ein Mensch gefühlt. Zufall oder Sternnahrung? Es gab aber noch ein anderes Problem.

»Chap, kann dem Schiff der Treibstoff ausgehen.«

»Weiß ich nicht.«

»Hast du schon gesehen, daß Treibstoff in ein Schiff gebracht wurde?«

»Nein.«

»Die Leute fliegen im ganzen Universum herum, sie kommen heim; was machen sie dann mit ihrem Schiff?«

»Sie schalten es ab.«

»Keine besonderen Arbeiten? Niemand bringt es in die Werkstatt, zur Wartung oder Pflege?«

»Nein.«

»Bist du schon einmal anderswo auf der Erde gewesen?«

»Nein.«

»Dann werde ich deinen Horizont erweitern. Festhalten.« Taber lenkte das Schiff nach oben. Es war zu dunkel, als daß man Land von Wasser hätte unterscheiden können. Er brauchte eine Minute, um im Sternengewirr den Polarstern zu finden, dann flog er nach Norden. Sekunden später tauchte ein leuchtender Fleck auf. Taber steuerte die Maschine nach unten.

»Sage mal, das Schiff ist doch nicht schwer, oder?« fiel ihm plötzlich ein.

»Was?«

»Trägt es sein Eigengewicht, wenn ich lande, oder zertrümmert es ein Dach?«

»Das tut es nicht.«

Nach ein paar vorsichtigen Abschlußmanövern brachte Taber das Schiff zum Stillstand.

»Willkommen in meinem bescheidenen Heim«, sagte er und machte Licht in seiner Wohnung.

Chap trat aus dem Schiff und blieb ohne Neugier mitten in dem kleinen Zimmer stehen. Die Tür war von außen noch abgesperrt. Taber wanderte umher und fuhr mit dem Finger durch den Staub auf Tischen und Regalbrettern. Entweder war das FBI nicht so scharf auf ihn, oder man wußte, daß er nicht hier war. Er kramte in den Schränken und fand Kaffee und eine Dose Suppe. Beides stand auf dem Tisch, bevor ihm klar wurde, daß weder er noch Chap etwas essen wollten.

»Sternnahrung«, sagte das Wesen.

»Na ja... Willst du baden?«

»Was ist das?«

Taber erklärte es, während er eilig überlegte. Das fremde Wesen hatte einen eigenartigen Geruch. Nicht aufdringlich – einfach ein wenig anders. Wie lange war es her, seitdem Taber das letztemal gebadet hatte? Das mußte gewesen sein, bevor er Xbampo hatte verlassen und Teta töten müssen. Wieviele Tage? Als er den hautengen blauen Anzug herunterzog, entdeckte er, daß sein Körper sauber war.

Nachdenklich duschte er, rasierte sich den borstigen Bart ab und zog den Anzug wieder an. Er fand eine saubere Hose und ein langärmeliges Hemd, die alles bedeckten bis auf einen blauen Streifen am Hals. Das mochte als sonderbares Unterhemd hingehen, dachte er. Plötzlich mußte er grinsen. Wenn er einen Weg fand, diese Anzüge hier auf der Erde an den Mann zu bringen, würde es nur Tage dauern, bis die Installateure sich mit der Seifen- und Deodorant-Industrie zusammentaten und eine Verschwörung bildeten, um ihn aus dem Weg zu räumen.

Sein Bett fühlte sich merkwürdig an. Taber war ein wenig erstaunt, als er am nächsten Morgen erwachte und eine ganze Nacht ohne Tabletten hatte schlafen können. Er streckte sich, atmete tief ein und fühlte sich munter, ohne ein Bedürfnis nach Kaffee zu verspüren. Wann hatte er sich so gut gefühlt? Seit drei Jahren nicht mehr, das wußte er.

»Chap«, sagte er, »wir können uns für die Zukunft eine Menge Ärger ersparen, wenn wir jetzt auf der Stelle etwas tun. Der *Yori*-Hauptmann macht sich immer noch Gedanken wegen der Unruhe in Rio Yaqui. Wir wollen ihn beruhigen.«

»Gut.«

Taber machte in der Wohnung schnell sauber, und sie betraten das Schiff durch die Tür von Tabers Kleiderschrank. Taber dachte über seine vom Zufall diktierte Navigation nach und sagte: »Fliege uns zurück übers Dorf.«

Plötzliche brutale Beschleunigung führte sie hundert Meilen in halb so vielen Sekunden nach oben. Sie schwebten einen

Augenblick, während Chap sich orientierte. Als sie nach Süden flogen, konnte Taber wieder atmen. Alle Gelenke schmerzten, und er zitterte bei dem Gedanken, daß er wohl tot wäre, wenn der mikrodünne Anzug ihn nicht zusammengehalten hätte.

»Langsam, verdammt«, stieß er endlich hervor. »Ich bin zerbrechlich.«

»Was?«

»Die Beschleunigung. Ich bin nicht gebaut wie du. Oder vielleicht liegt es auch daran, daß ich nicht so ein Ding unter dem Ohr habe.«

»Oh«, sagte Chap und betastete die Narbe unter seinem Ohr. »Fliege ich jetzt nicht zu schnell?«

»Mit Geschwindigkeit hat das nichts zu tun«, versuchte ihm Taber klarzumachen.

»Da«, sagte das Wesen.

»Was?«

»Da unten – das Dorf.« Er drehte das Schiff herum, und Taber sah Berge und Cañons.

»Wenn du nicht so gut siehst wie ich, woher weißt du dann, daß es da ist?« fragte Taber.

»Ich war schon hier.«

»Du weißt nicht zufällig, wo das *Cuartel* in Rio Yaqui ist?«

»Nein.«

»Das dachte ich mir.« Taber übernahm die Steuerung und flog nach Westen zum Golf, sank langsam herab, bis er Straßen, Häuser und andere Spuren der Zivilisation unterscheiden konnte, die sich vervielfachten, je näher sie der Küste kamen. Schließlich erkannte er das breite Tal des Yaqui und flog zum Delta. »Bist du sicher, daß wir unsichtbar sind?«

»Ja.«

»Möchte wissen, ob wir im Radar auftauchen.«

»Was ist das?«

Taber erklärte es. Die Amerikaner hatten in der Nähe von Guaymas eine Satellitenortungsstation. Wenn ihre erratischen Flüge auf dem Radarschirm auftauchten, würden mehrere Länder binnen kurzem Flugzeuge hochschicken. Aber alles war ruhig, als er über den dichten, dampfenden Rohrdickichten des Deltas ankam. Langsam manövrierte er das Schiff über die *Plaza mayor*. Dort unten tanzten Männer. Ist noch nicht einmal Ostern, dachte Taber. Wie weit war er in drei Wochen gekommen!

Er huschte über Narcisos Haus, über die Plaza und kam über dem mexikanischen *Cuartel* zum Stillstand. Wenn er sich jetzt noch erinnern konnte, wo das Büro des Hauptmanns gewesen war... Gestern nacht war er ohne Bedenken durch das Dach seines Hauses gesunken. Aber das war im Dunkeln gewesen. Taber spannte sich unwillkürlich an und schob das auf den Kopf gestellte Schiff durch das Dach des niedrigen Gebäudes. Einen Augenblick lang herrschte Schwärze, dann gewöhnten sich seine Augen an die schwache Innenbeleuchtung. Lässig schwebte

er über dem *Cuartel*. Männer bohrten in der Nase und taten die tausend Dinge, die man tut, wenn man sich unbeobachtet glaubt.

Der Hauptmann saß allein an seinem Schreibtisch. Taber drehte das Schiff und brachte es zum Stehen. Er hakte sich aus und stieg an den Stangen hinunter, um zur Tür hinauszugucken. Nein. Es konnte plötzlich jemand hereinkommen. Er winkte dem fremden Wesen, das an der Steuerung drehte, bis die Schiffstür mit einer Wand übereinstimmte. Taber hoffte, daß niemand bewußt in eine Wand hineinlaufen würde, und trat hinaus.

Sekunden vergingen, bis der Hauptmann von seinen Papieren aufsaß.

»Man hat zu klopfen«, knurrte er, dann erkannte er Taber.

Der Hauptmann erschrak kurz, dann holte er Luft, um den Wachhabenden zu rufen. Taber legte stumm den Finger an die Lippen und warf ihm einen Blick zu, von dem er hoffte, daß er verschwörerisch wirkte. Der Hauptmann funkelte ihn an, schwieg jedoch.

»Also?« fragte er.

»Es gibt keine Unruhe in Rio Yaqui«, sagte Taber.

»Woher wissen Sie das?«

Taber probierte es mit der Stummfilmversion eines Feixens.

»Es gibt Dinge, die jemand wie Sie in amtlicher Funktion lieber nicht weiß«, sagte er.

»So?«

»Sie hatten recht«, fuhr Taber fort. »Es braute sich etwas zusammen. Das rührte von einer ganz bestimmten Person her.«

»Und?«

»Die Person wird niemandem mehr Schwierigkeiten machen.«

»Wie sind Sie entkommen?«

»Ich bin nicht entkommen«, sagte Taber. »Ich bin geholt worden. Diese Indianer... Wie Sie vermutlich wissen, gibt es Parteien. Die Partei, die Sie und ich begünstigen, ist jetzt an der Macht.«

»Wie dem auch sei«, sagte der Hauptmann, »das Dorf muß zerstört werden.«

»Welches Dorf?« fragte Taber. Er wußte sehr genau, welches Dorf.

»Im Gebirge wird eine Armee ausgebildet.«

»O nein!« protestierte Taber.

»Sie wissen es besser?«

»Natürlich weiß ich es besser. Ich war dort, als Ihr verdammtes Flugzeug vorbeiflog. Hören Sie, da wird keine Armee ausgebildet. Alles, was die armen Kerle wollen, ist, in Ruhe gelassen zu werden.«

Der Hauptmann schwieg einen Augenblick.

»Ich möchte Ihnen gern glauben«, sagte er schließlich,  
»aber ich habe nicht mehr zu entscheiden.«

»Was wird geschehen?«

»Wir bombardieren sie, bis keiner mehr da ist.«

»Das können Sie nicht«, sagte Taber. »Sie können sie belästigen, vielleicht ein paar im Freien erwischen. Aber wenn Sie auf das Dorf eine Bombe werfen, zerstören Sie alles, was ich erreicht habe. Wollen Sie in Rio Yaqui einen richtigen Krieg?«

Der Hauptmann zögerte, dann straffte er die Schultern.

»Zu spät«, sagte er. »Die Befehle sind erteilt. Wahrscheinlich sind die Maschinen schon gestartet.«

»Ich muß sie aufhalten!« entfuhr es Taber.

»Ich habe immer noch Anweisung, Sie festzunehmen«, erklärte der Hauptmann. »Sie halten niemand auf.«

»Wollen wir wetten?« fuhr ihn Taber an.

»Wache!« schrie der Hauptmann.

Taber trat einen Schritt zurück und verschwand in der Wand.

»Zurück zum Dorf«, sagte er zu Chap. »Aber Vorsicht beim Start.«

Eine Minute später schwebten sie am klaren, blauen Himmel über Xbampo. Taber konnte gerade den Abfallplatz erkennen,



wo winzige Rauchspiralen das Tanzen und Feiern anzeigten. Er suchte den Himmel ab. Wenn Flugzeuge sich wirklich näherten, konnte er sie jedenfalls nicht sehen.

»Hörst du welche?« fragte er.

»Nein.«

Taber überlegte, ob er die Dorfbewohner warnen sollte, daß sie im Bergwerk blieben, entschied sich aber anders. Es blieb noch Zeit genug, und wenn die Flugzeuge nicht kamen, warum dann die Leute unten aufscheuchen?

»Weißt du, was Handel ist?« fragte er.

»Ja.«

»Leute werden auf deinem Planeten damit reich, daß sie Ware gegen Geld tauschen?«

»Ja.«

»Tauschen die Leute Waren von einem Planeten zum anderen?«

»Warum?«

»Um Geld zu verdienen, wozu sonst?«

Das fremde Wesen überlegte.

»Ich glaube nicht«, sagte es.

Nun fragte Taber nach dem Grund.

»Jeder Planet hat seine Produkte. Warum sie so weit transportieren?«

»Ist es auf jedem Planeten, den du kennst, gleich?«

»Ja.«

Das lag nahe, dachte Taber, wenn die Wesen Telepathen waren. So gleich wie zwei Ameisenhügel oder zwei Bienenschwärme.

»Mögt ihr nichts Neues – anderes?«

»Ich weiß nicht.«

»Nimm die blauen Anzüge«, sagte Taber. »Wenn du mir eine Schiffsladung davon verschaffen könntest, wäre ich in der Lage, dir viel Geld oder Waren von der Erde dafür zu besorgen.«

»Was für Waren?«

Taber zuckte die Achseln.

»Was hättest du gern?«

»Ich weiß es erst, wenn ich es sehe.«

»Das hört, sich an wie beim Verleger«, murmelte Taber. Er dachte nach. Wenn die Frachtkosten hoch waren... die ersten Fernhandelsrouten auf der Erde hatten Gewürze gebracht. »Etwas Neues und anderes zu essen?« meinte er.

Das Wesen bezeigte kein Interesse.

»Modische Kleidung? Kleiden sich übrigens beide Geschlechter gleich, da, wo du herkommst?«

»Ja.«

»Kennt ihr Kriege?«

»Nein.«

Natürlich nicht, dachte Taber. Telepathen konnten einander nicht überraschen. Aber wie stand es mit anderen Rassen?

»Seid ihr die einzigen *Leute* im Universum?« fragte Taber. Er gebrauchte das Yaqui-Wort, das semantische Andeutungen der Last des roten Mannes in einer Welt von Degenerierten in sich trägt, die nicht einmal die richtigen Rituale kennen.

»Ich weiß nicht«, sagte Chap, dann rümpfte er in der nun schon bekannten Weise die Nadelnase. »Ich erinnere mich an andere Leute. Wie du, aber überall behaart. Ich glaube nicht, daß sie kämpfen.«

Eine unterworfenen Rasse?

»Hast du auf dem Weg hierher andere Leute gesehen?«

»Bin nirgends gelandet.«

Taber kratzte sich am Kopf.

»Klingt so, als wärst du bewußt zur Erde geflogen. Bist du zufällig auf dem Weg zu einem anderen Ziel zu einer Notlandung gezwungen worden?«

»Ich weiß nicht.« Der *Chapayeca* wand sich unter der Anstrengung des Nachdenkens. »Das Buch«, begann er unsicher und verstummte wieder.

»Ja, das Buch, verdammt noch mal. Wenn ich es nur lesen könnte!«

Ein Routineflug konnte das nicht sein, das wußte Taber. Das Buch war handgeschrieben – ein einmaliges Exemplar. Irgend

jemand hatte sich alle Mühe gegeben, den *Chapayeca* auf eine ganz bestimmte Gefahr vorzubereiten. Warum jemandem ein Buch geben, der nicht lesen konnte?

»Flugzeuge«, sagte Chap.

»Wo?«

Chap lenkte das Schiff nach Süden, und Sekunden später konnte Taber sie sehen. Er starrte ungläubig auf die drei uralten schwerfälligen B-25, aber dann begriff er, daß ihre Langsamkeit ideal war für eine Mission dieser Art, wo man nicht mit Bodenbeschuß oder Flugabwehr rechnen mußte. Sie dröhnten dahin, vibrierend und bebend wie überforderte Waschmaschinen.

Während Chap die Geschwindigkeit regulierte, überlegte sich Taber, ob er sich zuerst mit dem Führungsflugzeug befassen sollte. Er entschied sich dagegen. Wenn der nachfolgende Pilot etwas sah, würde es der Hauptmann mit Tabers Verschwinden in Verbindung bringen und wissen, daß er keiner Halluzination erlegen war.

Taber steckte im Schiffseingang Stangen zusammen und ließ sich hinunter, um einen Arm und ein Bein hinauszustrecken. Schreiend und winkend brachte er Chap dazu, das unsichtbare Raumschiff heranzubugsieren, bis er einen Fuß auf das Höhenruder des schwerfälligen Bombers stellen konnte. Die Maschine kippte plötzlich nach unten. Als sie unter Tabers Fuß wegfiel, korrigierte der Pilot zu stark und mußte wieder andrücken, um nicht zu überziehen. Bis Taber das Manöver mehrmals wiederholt hatte, war die Maschine dem Boden

viel näher, als dem Piloten bei einer Bombenladung lieb sein konnte. Die anderen beiden Piloten winkten wild und brüllten in die Mikrofone.

Das Raumschiff schob sich heran, und wieder legte Taber sein Gewicht auf das Höhenruder. Der Pilot verlor nochmals fünfhundert Fuß Höhe. Er blickte verzweifelt auf die Berge vor sich und gelangte zu einem Entschluß. Die Bombenschachttüren öffneten sich, und ein Schwarm Bomben schmückte unten die Kakteen und veranlaßte erschreckte Krähen zu krächzendem Protest. Taber bearbeitete bereits die zweite Maschine.

Als Taber das letzte Flugzeug angriff, wurde er knapp davor bewahrt, sich das Bein zu zerquetschen, weil Chap zu nah herankam und sie beide in den Rumpf schob. Taber sah vorsichtig zur Tür hinaus und bemerkte ein Mikrofon in der unbesetzten Schützenkanzel.

»Halte mal still«, rief er Chap zu. »Hier spricht Gott«, sagte er in das Mikrofon. »Werft diese Bomben auf mein Volk, und ich mache etwas, das *euch* nicht gefallen wird.« Er konnte sich gerade noch rechtzeitig zurückziehen, bevor das Flugzeug in engem Bogen wendete und mit seinen Bomben heimflog.

Taber fragte sich, ob er die Leute unten warnen sollte, entschied sich aber dann dagegen. Wenn er auf unerklärliche Weise immer wieder auftauchte und verschwand, würde bald jemand Zauberei dahinter vermuten. Außerdem brauchten die Indianer dort unten niemand, der ihnen sagte, was die Flugzeuge zu bedeuten hatten. Die Älteren unter ihnen waren früher schon bombardiert worden.

»Nach Hause, Chap«, sagte Taber und fragte sich, was er dort tun würde. Sobald Uncle Sam Wind von einem außerirdischen Lebewesen bekam... Wie maskierte, man einen *Chapayeca*? Nichts konnte diese Nase dazu bringen, menschlich auszusehen. Normale Kleidung und ein Hut würden fast den ganzen Körper des Wesens bedecken. Nur ganz Neugierige würden die quadratischen Pupillen bemerken. Aber ein blaues Gesicht mit Nadelnase? Wie versteckt man das?

Ganz offen, dachte Taber, nach dem Prinzip >Der entwendete Brief<. Konnte er einen Dämon so verstecken? Taber kam zu dem Schluß, daß er es versuchen mußte.

»Nicht nach Hause«, sagte er. »Kannst du uns wieder dorthin bringen, wo Teta umgekommen ist?«

»Ja.«

Die Präriewölfe hatten den jungen Indianer gründlich in Arbeit genommen. Jetzt waren die Geier am Werk. Taber hielt sich die Nase zu und untersuchte die Umgebung. Er konnte nichts finden, was ihn mit der Tat in Verbindung brachte, mit Ausnahme der Firststange des nicht mehr errichteten Hauses. Taber betrachtete die dunkel verfärbten Stellen. Er würde Lico warnen müssen, die Axt zu beseitigen, für den Fall, daß jemand auf die Idee kommen sollte, die Schnittflächen zu vergleichen. Dann fiel ihm etwas Einfacheres ein.

»Hilf mir, die Zweige zu sammeln, Chap. Wir können dem armen Kerl wenigstens mit einer Feuerbestattung dienen.«

»Beeile dich«, sagte das Wesen.

»Weshalb?«

»Pferde. Männer, die Spanisch sprechen.«

Soldaten.

»Wie weit weg?«

»Eine halbe Stunde.«

Taber zögerte. Die Geier würden die Patrouille zu Tetas stinkenden Überresten führen. Wenn er ein Feuer anzündete, würden sie nur ein paar Minuten früher hier sein, und es vernichtete vielleicht die wenigen Spuren. Er machte sich an die Arbeit. Als der Scheiterhaufen loderte, drehte er sich um und wollte ins Schiff zurück und – ein schattenhafter grauer Umriß wie von einem rotierenden Kreisel stand dort, wo das Schiff sein mußte. Während er noch hinsah, wurde es deutlicher.

Taber hetzte durch die Tür.

»Wir sind sichtbar!« brüllte er. »Was, zum Teufel, ist los?«

Der *Chapayeca* rümpfte die Nadelnase und drehte die Stange wieder zurück.

»Nichts«, sagte er. »Wollte nur, daß du schnell die Tür findest. Sie sind ganz nah.«

Taber hakte sich ein und hob ab. Einen Augenblick später trafen die Soldaten ein. Taber konnte nicht sagen, ob es dieselbe Abteilung war. Er sah zu, wie sie abstiegen und warteten, bis das Feuer niederbrannte. Der Geruch würde

ihnen sagen, was da verbrannte. Aber die Soldaten waren nicht darauf vorbereitet. Bevor sie Stöcke gefunden hatten, um den Scheiterhaufen zu zerteilen, war er beinahe ausgebrannt.

»Sein Pferd«, sagte Taber, »wahrscheinlich ist es zum nächsten Wasserloch gelaufen.« Verspätet fiel Taber ein, daß er dem unglücklichen Tier nicht die Gebißstange entfernt hatte. Es war für ein Pferd so schon schwer genug, in dieser Landschaft zu überleben. Taber hoffte, daß Lico das Pferd vielleicht eingefangen und zusammen mit ihren Tieren nach Xbampo zurückgebracht hatte.

»Kannst du ein frei herumlaufendes Pferd hören?«

»Da muß ich weg von den Soldaten«, sagte der *Chapayeca*. Er hakte sich ein wie Taber und streckte den Kopf zur Tür hinaus. Taber flog etwa eine Meile von den Soldaten fort und begann zu kreisen. Er hatte die Rauchsäule halb umflogen, als Chap den Kopf einzog und hinausdeutete.

Bald sah Taber einen Rotschimmelwallach, dessen Haut schon ein bißchen locker aussah. Das Tier blieb stehen, bis Taber in Reichweite kam, dann gab es ein ängstliches Pfeifen von sich und rannte davon, Chap holte das hungrige Tier endlich ein und hielt es fest, bis Taber Zaumzeug und Sattel abgenommen hatte.

»Ich rieche wohl schon wie du«, meinte Taber.

»Sternnahrung«, sagte Chap.

Taber gab dem zitternden Pferd einen Klaps. Es raffte sich auf und galoppierte hundert Meter weit, dann drehte es sich um und sah Taber vorwurfsvoll an.



Taber löste die Lederriemen am Sattel und nahm die Decken ab. Unter der bescheidenen Habe des jungen Indianers fand er die seltsame Maske, die ihm in Rio Yaqui aufgefallen war.

»Stelle fest, ob sie paßt«, sagte er. Das fremde Wesen gehorchte stumm.

»Ist sie bequem?« fragte Taber.

»Es geht.«

»Du mußt sie vielleicht lange Zeit tragen.«

»Jetzt?«

»Noch nicht«, sagte Taber. »Wenn wir zu Hause sind.«

Der *Chapayeca* richtete die Schiffstür an der Hinterwand von Tabers Kleiderschrank viel schneller aus, als Taber das gekonnt hätte. Und seit er Tabers Zerbrechlichkeit kannte, verzichtete er auch auf diese zermürbenden Beschleunigungen.

Taber wusch sich Hände und Gesicht und zog frische Sachen an. Für alles andere sorgte der blaue Anzug. Er befragte seinen Magen, war aber weder hungrig noch durstig. Wie wirkte sich die Sternnahrung auf seinen Metabolismus aus? Solange er nicht Harn lassen konnte, fiel es nicht leicht, den Zustand seiner Diabetes zu klären. Irgendwann mußte er zum Arzt und den Blutzucker bestimmen lassen. Aber vorerst... Taber fühlte sich wohl. Er konnte sich nicht erinnern, so schmerzfrei, so lebendig gewesen zu sein.

Er atmete tief durch und streckte sich auf seinem Bett aus. Chap kauerte nieder und lehnte sich an die Wand. Taber schaute auf die Uhr. Genau Mittag. In nur vier Stunden allerhand

erledigt, dachte er. Dann kam er auf das eigentliche Problem zurück.

»Chap«, sagte er, »es muß doch einen Staat geben, wo du herkommst.«

»Ja.«

»Opfert deine Regierung auch zuweilen die Rechte einzelner zum Wohle der Gemeinschaft?«

»Ja.«

»Wie empfindet der Betroffene?«

»Ich weiß nicht.«

»Es gibt so vieles, was du nicht weißt. Warum hast du kein Gedächtnis mehr? Hat jemand deine Rechte verletzt?«

»Ich weiß nicht.«

»Ich frage mich, ob du ein Verbrecher bist, der mit Verbannung, Erinnerungsverlust oder dergleichen bestraft worden ist.«

»Ich weiß nicht.«

Es wäre eine seltsame Bestrafung, dachte Taber, wenn das Opfer nicht wußte, daß es bestraft wurde, oder warum. Beinahe wie im Leben.

»Kennst du den Unterschied zwischen Philoxenie und Xenophobie?« fragte er.

»Ja.«

»Was gilt für dich?«

»Ich weiß nicht. Weder – noch, nehme ich an.«

»Nun, wir Irdischen haben ein bißchen von beidem. Als Anthropologe bin ich wohl mehr ein Philoxener, ein Liebhaber des Seltsamen und Neuartigen. Aber dieses Fremde und Neue kann uns leicht zur Xenophobie treiben.

Die Yaqui haben dich akzeptiert«, fuhr Taber fort. »Du hast sehr gut in ihren Lebensstil gepaßt, nichts mußte geändert werden. Ich fürchte, in unsere Zivilisation wirst du nicht so gut passen.«

»Was heißt das?«

»Sobald die Regierung erfährt, daß es dich gibt, werden jene Leute, die für die Verteidigung zuständig sind, zu Tode erschrecken. Meine menschlichen und deine nicht-menschlichen Rechte werden auf krasse Weise öffentlich verletzt werden.«

»Was tun wir also?« fragte Chap.

»Wir verhalten uns so unauffällig wie möglich. Der *Yori*-Hauptmann wird vermutlich heimlich an seinem Verstand zweifeln, aber kein Wort sagen, auch die Piloten nicht. Aber wenn zuviele sonderbare Dinge passieren, wird man sich zusammensetzen. Wir können uns nicht ewig verstecken, also mußt du dich als Mensch ausgeben. Es kommt einfach darauf an, nicht aufzufallen. Wir Menschen haben gute Augen, gebrauchen sie aber selten.«

10

»Gut«, sagte das fremde Wesen.

»Du hast einmal von dem Buch angefangen«, meinte Taber forschend.

»Ja.« Chap fuhr sich mit der Hand über die Stirn und kniff die Augen zusammen. »Das war dafür, wenn ich... Es war wichtig. Man hat es mir gesagt. Aber ich kann mich nicht erinnern.«

»Du kannst die Sprachen der Erde lesen, dank dem Gerät unter deinem Ohr. Seltsam, daß du deine eigene nicht lesen kannst.«

»Ich kann es«, sagte Chap. »Ich lese die Worte, aber ich verstehe sie nicht. Ich glaube nicht, daß die Erdsprachen Wörter haben.«

»Lies mir in deiner eigenen Sprache vor!«

Chap trat in den Schrank und kam mit dem Buch zurück. Er hielt es mit dem Rücken nach unten und begann zu blättern. Taber wartete. Nichts geschah.

»Willst du mir nicht vorlesen?« fragte er schließlich.

»Das habe ich eben getan.«

»Laut, meine ich.«

»Das ist das Problem. Es gibt keine Wörter.«

Taber seufzte. Wenn Telepathen keine Wörter gebrauchten, konnte ihre Schrift nicht phonetischer Art sein. Es mußte sich um eine Bilderschrift handeln, wie beim Chinesischen, wo Symbole für Ideen und Begriffe standen, nicht für Laute, aus denen sich die Wörter zusammensetzten. Wie konnte ein Nicht-Telepath eine solche Sprache jemals lernen?

Taber griff nach dem Buch.

»Zugegeben«, sagte er. »Viele von diesen Symbolen entziehen sich meinem Begriffsvermögen. Es muß aber trotzdem welche geben, die du erklären kannst, Wörter wie *und*, *aber*...«- Er schlug aufs Geratewohl eine Seite auf und deutete auf etwas, das nach einem kurzen Wort aussah. »Was heißt das?«

Chap dachte angestrengt nach.

»Es ist wie ein Ding, das in etwas anderes hineinpaßt«, sagte er schließlich.

Taber schaltete auf Spanisch um.

»*Caber?*« fragte er.

Chap zögerte.

»*Cabiendo? Quepa? Cupo?*«

»*Cupo!*«, rief der *Chapayeca*.

»Substantiv oder Verb?«

»Was ist das?«

Taber erklärte es.

»Substantiv, glaube ich.«

Taber fand einen weichen Bleistift und schrieb in Druckbuchstaben über das Bildzeichen *Kapazität? Volumen? Verdrängung?* Bevor er das letzte Wort ausgeschrieben hatte, verschwand das erste.

Selbstreinigend, urteilte Taber und holte ein leeres Notizbuch irdischen Ursprungs.

Fünf Stunden später hatte Taber ein Durcheinander von beliebigen Wörtern, aber nicht genug, um auch nur andeutungsweise das Thema des Handbuchs erkennen zu können. Wartungshandbuch, hatte er vermutet, aber einen Beweis dafür gab es immer noch nicht. Muß mich in die Universität schleichen und ein halbes Dutzend Fotokopien anfertigen, damit ich genügend Platz für meine Übersetzungsversuche habe, dachte er.

Plötzlich schüttelte Taber den Kopf. Da hatte er sich Sorgen darüber gemacht, wie er Geld verdienen wollte, dabei besaß er ein Schiff, mit dem er in jeden Tresor eindringen konnte! Er ließ den Gedanken aber ebenso schnell wieder fallen. Unaufgeklärte Raubüberfälle würden Aufmerksamkeit erregen. Und in vielen Banken gab es ja schon eine ständige Überwachung durch Fernsehkameras. So sehr es ihm auch Spaß gemacht hätte, sich bei ein paar Versicherungsgesellschaften zu revanchieren, Taber kam zu dem Ergebnis, daß er ehrlich bleiben mußte – bis auf Kleinigkeiten, wie die Benützung des Kopiergeräts der Universität nach Dienstschluß. Das würde ja wohl nicht von einem Fernsehauge überwacht werden.

Er entlockte dem *Chapayeca* gerade wieder den Sinn eines Zeichens, als jemand klopfte. Chap war unterwegs zum Schiff,

aber Taber sagte in der Yaqui-Sprache: »Nein. Früher oder später müssen wir uns der Welt zeigen. Setze die Maske auf!« Während Chap gehorchte, öffnete Taber die Tür.

Es war Frank Hernández, der alte Gefängnisaufseher, der bei Licos Flucht hergekommen war, um ihn zu warnen.

»Sie sind wieder da, wie ich sehe«, sagte Frank zu dem fremden Wesen.

Taber starrte ihn einen Augenblick verblüfft an, dann begriff er.

»Nein, Don Pancho«, sagte er, »das ist nicht Lico Bacaségua.«

»Natürlich nicht«, sagte der alte Polizeibeamte. »Geht mich auch nichts an, wer es ist. Ich bin in Pension.«

Taber glotzte ihn an.

»Ziemlich plötzlich, wie?« sagte er schließlich.

»Verdammt plötzlich.«

»Freiwillig?«

»Gewissermaßen. Man hat mir die Wahl zwischen der Pensionierung und einer Anklage wegen Zuhälterei gelassen.«

»Sie ein Zuhälter?« fuhr Taber auf. »Quatsch!«

»Man hat mich in der Hand gehabt«, sagte der alte Mann.

»Das glaube ich einfach nicht!« Taber war oft genug im Revier gewesen, um seinen indianischen Freunden zu helfen.

Er hatte den alten Frank immer als einen anständigen und gütigen Mann gekannt.

»Warum die Maske?« fragte Frank.

»*Una manda*«, erklärte Taber. Frank war Mexikaner und brauchte keine weitere Erläuterung für ein religiöses Gelübde.

»Mir kann es recht sein«, sagte er. »Aber passen Sie auf den Idioten vom FBI auf.«

»Ist der immer noch hier?«

»Sehr sogar«, sagte Frank in seinem weichen, spanischen Englisch. »Warum, glauben Sie, bin ich pensioniert worden?«

»Dieser Schweinehund!« sagte Taber. »Was -« Plötzlich begriff er. Zuhälterei. »Man hat etwas arrangiert.«

»Genau«, sagte Frank. »Und deshalb bin ich hergekommen, um Sie zu warnen. Der Kerl hat es auch auf Sie abgesehen. Den da sollten Sie lieber aus der Stadt schaffen.« Er deutete auf Chap und kniff die Augen zusammen. Er musterte ihn eine Weile. »Sie sind nicht Lico Bacaségua«, sagte er schließlich.

»Das sagte ich doch«, meinte Taber. »Das ist ein Freund von mir, aus Rio Yaqui.«

Frank seufzte.

»Na, sorgen Sie bloß dafür, daß er einen gültigen Paß hat, sonst findet der Idiot noch eine Möglichkeit, euch alle beide hoppzunehmen.«

»Ich passe schon auf«, versprach Taber.



Frank grinste, schlug ihm auf die Schulter und wollte schon zur Tür hinaus, als Taber sagte: »Hören Sie, Frank, wer *ist* der Kerl eigentlich? Wissen Sie, was er gegen mich hat?«

Frank blieb unter der Tür stehen.

»Es ist ja wirklich sonderbar, nicht?« meinte er. »Ich werde mich erkundigen.«

Als er fort war, blieb Taber stumm sitzen. Nach geraumer Zeit wandte er sich dem fremden Wesen zu, das mit gewohnter Unauffälligkeit dahockte.

»Draußen ist es dunkel«, sagte er. »Und spät. Die meisten Leute liegen zu Hause im Bett. Schläfrig?«

»Nein.«

»Ich auch nicht«, sagte Taber. »Gehen wir spazieren?«

»Das hilft vielleicht«, meinte Chap.

Taber fand einen ausgewaschenen Overall und ein Hemd, das an einem maskierten Indianer nicht so auffiel. Er gab es Chap.

»Wir gehen ins Indianerviertel, wo wir nicht auffallen«, sagte er.

Sie waren kaum im Freien, als das fremde Wesen sagte: »Sehr viele.«

»Viele was?«

»Flugzeuge. Die fahren am Boden. Mit vier Rädern.«

»Man nennt sie Autos. Bleibe bei mir, sonst überfahren sie dich. Würde dir ja nichts tun«, meinte Taber, »aber der Fahrer könnte maßlos erschrecken, und das brächte uns mehr Aufsehen ein, als wir brauchen können.«

Ein Auto kam hinter ihnen heran. Der *Chapayeca* krümmte sich sichtlich, als es vorbeifuhr.

»Es tut dir nichts, wenn du nicht hier hinuntertrittst.« Taber deutete auf den Gehsteig.

»Dein Herz sagt mir, daß du lügst.«

Taber überlegte.

»Du hast recht«, sagte er. »Seitdem mich eines fast getötet hätte, empfinde ich einfach anders.«

»Es war eines von diesen – Autos? – das dir für immer Schmerzen zugefügt hat?«

Taber nickte.

Sie erreichten den Boulevard, und nach einem kurzen Blick schien Chap sich mit Ampeln auszukennen. Sie schaltete auf >Gehen<, er packte Tabers Arm und eilte mit ihm in unwürdiger Hast über die Straße.

»Nur keine Sorge«, meinte Taber. »Wir haben Zeit.«

»Du bist zerbrechlich«, sagte Chap.

»Du bist auf einmal so besorgt um mich.«

»Teta ist tot. Du bist jetzt mein einziger -« Chap zögerte und suchte nach einem Wort.

»Freund?« schlug Taber vor.

»Nein.«

»Beschützer?«

»So ungefähr.«

»Eigentümer?« sagte er schließlich.

Chap schwieg kurze Zeit.

»Nicht direkt«, sagte er schließlich.

»Fänger?« riet Taber weiter.

»Es hat keinen Sinn«, erklärte der *Chapayeca*. »Es gibt kein Wort dafür.«

Niemand hatte sie beachtet, als sie über den hell beleuchteten Boulevard gegangen waren. In dieser Universitätsstadt gab es genug Indianer, so daß eine Chapayeca-Maske nichts Besonderes war. Unten an den Gleisen machten Indianer dem Mann mit der Chapayeca-Maske höflich Platz. Ab und zu sagte jemand: »Liós emchiókwe, Don Nacho.« Taber erwiderte die Grüße, und sie schlenderten weiter.

»Da kommt etwas Großes«, sagte Chap.

Einen Augenblick später hörte Taber in der Ferne ein Pfeifen.

»Schnell«, sagte er. »Hin zum Gleis, dann siehst du etwas.«

Als sie das Gleis erreichten, konnte Taber den Scheinwerfer der Diesellok sehen. Das fremde Wesen wurde immer nervöser, als sich der Zug näherte.

»Bleibe stehen«, sagte Taber. »Er kann das Gleis nicht verlassen.«

»Ich glaube wieder, daß du lügst.«

»Hm, ja«, gab Taber zu. »Unfälle kommen vor, aber nicht sehr oft.«

»Du sollst nicht so nahe herangehen«, protestierte Chap.

»Wir sind eine kurzlebige Gattung«, erklärte Taber, »und würden nie etwas erreichen, wenn wir nichts riskieren würden.«

»Es ist gefährlich«, sagte Chap.

»Nicht für dich.«

»Aber du hast keinen Schutz«, wandte Chap ein. »Lebst du immer so?«

Tabers Antwort ging im Lärm des vorbeidröhnenden Zuges unter. Chap war völlig außer sich und tanzte zwischen Taber und dem Zug herum.

»Komm«, schrie Taber schließlich, »gehen wir heim.«

Chap ging hinter ihm, bis der Zug verschwand, dann blieb er außen am Gehsteig und begleitete Taber wie eine ganz gebrechliche alte Dame heim.

Als sie wieder in der Wohnung waren, wirkte Chap bestürzt. Taber versuchte sich mit ihm zu unterhalten, aber

er antwortete nicht. Schließlich ging der *Chapayeca* durch den Schrank in das Schiff. Er kam kurz darauf zurück und gab Taber ein Päckchen.

»Öffne es«, sagte er. »Du mußt es selbst tun, damit es sich richtig einprägt.«

Taber betrachtete die fugenlose Hülse.

»Und wie?«

»Drehen.«

Taber tat es. Es gab einen kleinen Knall, wie bei einem Knallbonbon, und die Außenhülle verschwand. In seiner Hand lag eine kleinere Kapsel, etwa so groß wie eine seiner Insulinkapseln. Aus beiden Enden ragten Büschelchen dünnen Drahtes, wie Raupenhaare. Das Ding bewegte sich.

»Es lebt!« rief Taber und ließ es auf den Tisch fallen.

»Natürlich lebt es.«

»Was ist das?«

Der *Chapayeca* deutete auf die frische Narbe unter seinem Ohr.

»Ein Schutzschild?«

»Damit du nicht überfahren wirst«, sagte das Wesen.

Und ich wäre kugelsicher, messersicher, beschleunigungssicher und automatisch ein Sprachengenieur, dachte Taber.

»Da muß ein Haken sein«, sagte er. »Wenn der Übersetzer funktioniert, müßte er auf irgendeine Weise mit meinem

Nervensystem verbunden sein. Woher weißt du, daß meine Nerven am selben Platz sind wie deine?»

»Deine Ohren sind am selben Platz.«

»Schon, aber -« Taber gab es auf. Als erstes würde man einen Neurochirurgen und ein Krankenhaus brauchen. Wieviele Komplikationen sonst noch? Er versuchte es zu erläutern.

»Man kann es überall anbringen«, sagte Chap unbeirrt. »Unter dem Ohr ist nur eine günstige Stelle, wo es nirgends anstreift oder angestoßen wird.«

»Aber die Nervenverbindungen -«

»Die stellt es selbst her.«

»Woher weißt du, daß es mir nicht schaden wird?»

»Alle anderen Rassen gebrauchen es.«

»Alle?»

»Behaarte wie du.«

»Dein Volk nicht.«

»Woher weißt du das?« fragte Chap, dann betastete er die Narbe unter dem Ohr. »Du hast recht«, sagte er. »Möchte wissen, warum.«

»Vielleicht brauchen sie es nicht.«

Der *Chapayeca* runzelte die Stirn und zuckte mit den Ohren.

»Nicht«, sagte Taber.

»Was?«

»Nicht mit den Ohren wackeln, sonst merken die Leute, daß sie echt sind.«

»Gut.«

»Läßt dieser Parasit mich Gedanken lesen?«

»Symbiont«, verbesserte das Wesen. »Nein, tut er nicht. Jedenfalls kann ich es nicht.«

»Aber es gibt deutliche Hinweise darauf, daß die meisten deiner Rasse es können. Ist es eine Hörhilfe für Behinderte?«

»Könnte sein«, sagte Chap. »So habe ich das noch nicht gesehen.«

Taber geriet einigermaßen aus der Fassung. Als junger Mann hatte er genügend Science Fiction gelesen, um sich an den Symbionten in Clements >Needle< zu erinnern. Er erinnerte sich auch an noch grauenhaftere Formen der Besitzergreifung. War Chap ein gehirnloser Wirt für eine dieser bewimperten Kapseln? Wenn ja, dann wollten sie anscheinend nicht um jeden Preis die Erde erobern.

»Ist es das erstemal, daß du jemand so ein Ding anbietest?« fragte Taber.

»Es gibt nur ein Reserveexemplar«, sagte das Wesen.

»Was machst du, wenn dein versagt?«

»Ich weiß nicht.«

»Wodurch kann ein Versagen bewirkt werden?«

»Sie halten sehr viel aus. Vielleicht, wenn man in einen sehr heißen Stern eindringe -«

»Wie lange halten sie?«

»Länger als du.«

»Wie lange wird das sein?«

»Mit dem Anzug und der Sternnahrung... Bei dieser Art von Stern hier schwer zu sagen. Vielleicht dreimal so lange wie ohne beides.«

»Die jungen Krieger im Xbampo müssen dich doch beschworen haben, ihnen etwas von dieser Art zu geben.«

»Ja.«

»Warum hast du es Teta nicht gegeben?«

»Er wollte mich nur als Werkzeug gebrauchen.«

»Und was will ich, nach deiner Meinung?« fragte Taber.

»Du bietest mir dafür etwas. Vergiß nicht, ich habe auch dein Herz belauscht.«

Taber eilte verlegen ins Badezimmer und wischte sich die plötzliche Feuchtigkeit aus den Augen.

»Warum hast du das gemacht?« fragte Chap.

»Ich weiß nicht«, sagte Taber. »Es lag wohl daran, daß du so weit von zu Hause fort bist und mir die Hälfte deiner Hilfsmittel anbietest, um wieder zurückzugelangen.«

»Dann nimmst du es?« Chap deutete auf die sich windende Kapsel.



»Ja«, sagte Taber. »Hoffentlich beruhigt es sich, wenn es in meinem Schädel ist.«

»Es sucht nur etwas, wo es sich einhaken kann.« Chap ging ins Badezimmer und kam mit einer neuen Rasierklinge zurück.

»Woher weißt du davon?« fragte Taber.

»Ich habe dir beim Rasieren zugesehen.«

»Wie tief schneidest du?«

»Nur knapp unter die Haut.«

»Dann mal los«, sagte Taber. Drei Jahre lang hatte er mit ganz anderen Schmerzen leben müssen.

Der *Chapayeca* strich mit den Fingern über sein Gesicht und ertastete die Höhlung hinter Tabers Unterkiefer.

»Nicht in eine Arterie«, sagte Taber und spürte ein Brennen, als die Klinge in die Haut eindrang. Wird gleich weh tun, dachte er. Das fremde Wesen stocherte herum. Es klebte ein Heftpflaster auf die Schnittwunde. Taber wurde plötzlich schwindlig.

»Es schließt an«, sagte das Wesen. »Du wirst dich ein, zwei Tage sonderbar fühlen, und dann wissen wir, ob – « Es wurde heftig an die Tür gehämmert.

Sie sahen einander an. Taber fühlte sich wie im Zustand der Narkose. Wirkten die Tabletten, die er vorher genommen hatte, oder manipulierte das bewimperte Ding sein Nervensystem? Die Tür wurde aufgebrochen.

Es war der FBI-Mann, mit rotem Gesicht und zornig, wie Taber ihn in Erinnerung hatte.

»Jetzt habe ich Sie«, sagte er. Taber versuchte zu sagen: »Weshalb?«, spürte aber, wie er den immer enger werdenden Tunnel hinabglitt ins Dunkel.

Taber erwachte in einem fremden Bett. Er döste, und erst später fielen ihm die Gitterstäbe am Fenster auf. Ohne Neugier drehte er den Kopf zur Seite und sah einen merkwürdig uniformierten Polizisten am Bett sitzen. Es mochte eine weitere Stunde gedauert haben, bis er sich soweit aufraffte, das Abzeichen des Polizisten zu lesen: U.S. Marshal. Gegen welches Bundesgesetz konnte er verstoßen haben, fragte sich Taber, abgesehen davon, daß er einen Flüchtigen unterstützt und einen Fremden ins Land geschmuggelt hatte?

Plötzlich war er wach. Was war mit dem *Chapayeca* geschehen?

»Was mache ich hier?« fragte er.

»Sie sind verhaftet.«

»Weshalb?«

»Verdacht.«

»Verdacht worauf?«

»Können Sie sich aussuchen«, sagte der Marshal.

»Wenn ich es nur könnte«, meinte Taber. »Ich habe mich immer um meine eigenen Angelegenheiten gekümmert. Plötzlich kümmert sich die ganze Welt darum.«

»Ich arbeite hier nur«, sagte der Marshal.

Taber begriff, daß er vom Marshal nichts erfahren würde. Als er wieder aufwachte, schüttelte ihn eine Krankenschwester.

»Los, los«, sagte sie. »Ihnen fehlt nichts.«

»Ich weiß«, sagte Taber.

»Sie haben zwei Tage lang geschlafen. Jetzt wird es Zeit zum Essen.«

»Kein Hunger«, sagte Taber.

»Auf irgendeine Weise bringen wir es schon hinunter«, drohte sie.

»Wenn ich Lust habe, und nicht vorher«, fauchte Taber. »Und jetzt verschwinden Sie!« Sie klappte den Mund zu und rauschte hinaus.

»Benehmen Sie sich gefälligst«, drohte sein Bewacher.

Es war ein neuer Bewacher. Er hatte ein Gesicht – Taber dachte an den spanischen Ausdruck, *cara de pocos amigos*. Dieser Marshal machte den Eindruck, als habe er sehr wenig Freunde. Taber kam plötzlich auf eine Idee.

»Ich mag Ihr Gesicht nicht und Ihr Geschwätz nicht. Wenn Ihnen das nicht paßt, dann schießen Sie doch.«

»Keine Sorge. Sobald wir Ihren Indianer-Kumpel haben!«  
Der Marshal verstummte betroffen.

Taber grinste.

»Ich sage keinem, wer es mir erzählt hat.«

»Nützt nichts«, sagte der Marshal düster. »Hier wird alles abgehört.«

Taber hörte Schritte. Es dauerte lange. Endlich ging die Tür auf, und ein anderer Marshal kam herein.

»Ziehen Sie sich an«, sagte er. Taber zog sich stumm an. In der Klinik wurde es immer lauter. Scharren, Quietschen, Ächzen, Keuchen – und darunter ein ständiges Dröhnen von Pauken. Zwei Rhythmen, einer davon ein wenig schneller als der andere. Plötzlich begriff Taber. Es war wirklich eine Gehörhilfe. Er hörte die Herzschläge der Marshals! Wenn sein Gehör immer so gut sein würde, mochte sich das als fragwürdige Gabe erweisen. Wieviel würde es kosten, seine Wohnung schalldicht zu machen?

Er zog sich fertig an, und der Marshal führte ihn hinaus, den Flur entlang, in einen Raum, den Taber für ein Verhörzimmer hielt. Der Marshal ging hinaus und ließ ihn allein. Der Raum war grell erleuchtet und mit Spiegelwänden ausgestattet. Spionglas, vermutete Taber. Wie lange würde man ihn hier warten lassen, damit er weich wurde?

Er versuchte seine Lage einzuschätzen. Chap war entkommen. Wie spektakulär war seine Flucht gewesen? Rissen Schreiner Tabers Schrank auseinander, auf der Suche nach Falltüren und Geheimgängen? Wenn sie nicht in

engem Kontakt mit Rio Yaqui standen, würden der zornige junge FBI-Mann und seine Gehilfen sich wohl einreden, daß sie in der Verwirrung einer Täuschung erlegen waren – daß der Indianer zum Badezimmerfenster hinausgesprungen war, statt im Schrank zu verschwinden. Taber hoffte, daß sie solide, phantasielose Geschöpfe waren, mit viel Sinn für Logik und Legalität.

Was wußten sie über ihn? Eigentlich nichts. Sie mochten vieles argwöhnen. Wann würde man erscheinen, um ihn zu verhören? Zerstreut blickte er auf sein Handgelenk. Unter der Manschette guckte es blau hervor. Er war im Krankenhaus bewußtlos gewesen, und man hatte ihn nicht ausgezogen? Entweder hielt man das für seine Haut, oder... Wahrscheinlich hatte man versucht, den Anzug abzustreifen und es nicht geschafft. Wieviele Eierköpfe würden darauf warten, ihn betasten und untersuchen zu können?

Im Hintergrund nahm Taber den gewöhnlichen Ablauf im Krankenhaus wahr: gemurmelte Gespräche, Kommen und Gehen in den Korridoren. Er schien schon so gut zu hören wie der *Chapayeca*.

»Chap«, murmelte er, »bist du in der Nähe? Hörst du mich?«

## 11

Die Tür ging auf. Der junge FBI-Mann und zwei ältere Männer traten ein. Sie setzten sich an einen Tisch und winkten Taber an die andere Seite.

»Nun, Mr. Taber«, sagte der junge Mann, »Sie haben uns ganz schön herumgejagt.«

»Als ich Sie das letztmal sah, ging ich davon aus, daß Sie sich in meine privaten, gesetzlich zulässigen Angelegenheiten nicht mehr einmischen würden«, sagte Taber.

»Fremde ins Land zu schmuggeln ist keine gesetzlich zulässige Angelegenheit.«

»Das mache ich nicht.«

»Bestreiten Sie, daß noch ein Mann in Ihrer Wohnung war?«

»Ist das verboten?«

»Er war Ausländer.«

»Haben Sie seinen Paß geprüft?« fragte Taber.

»Er hatte keinen.«

»Wie ein Teppichhändler«, sagte Taber.

»Was?«

»Sie lügen.«

Einer der älteren Männer mischte sich ein.

»Sie können ruhig erfahren, daß es sich um eine Sache der nationalen Sicherheit handelt.«

»Es handelt sich um einen Fischzug«, sagte Taber ätzend. »Es ist bekannt, daß ich Anthropologe bin. Zweimal ist man in meine Wohnung eingedrungen und hat meine Privatsphäre verletzt. Vielleicht kassiere ich Schadenersatz von Personen, die dafür verantwortlich sind, daß meine Arbeit behindert wird, daß Leute verschreckt werden, die ich befrage. Das Vertrauen dieser Männer in mich ist völlig zerstört. Ein Jahr Arbeit umsonst!«

»Genug, Mr. Taber«, sagte der ältere Mann. »Würden Sie uns erklären, weshalb Ihre Haut blau ist?«

»Ich bin mit neuen Jeans in den Regen geraten.«

Die älteren Männer lächelten unwillkürlich. Das Putergesicht des jungen Mannes färbte sich noch dunkler.

»Vielleicht würden Sie uns das erklären, Mr. Taber.« Er warf ein paar kleine Gegenstände auf den Tisch.

Sie sahen aus wie verbogene Stecknadeln. Taber hielt eine ans Licht und kniff die Augen zusammen. Es war eine Injektionskanüle, stumpf und verbogen, als habe jemand versucht, einem Granitblock eine Spritze zu geben.

»Keine Ahnung«, sagte er ruhig.

»Sie sind alle bei Ihnen gebraucht worden.«

»Zeigen Sie sie vor Gericht, und ich bringe die Geschworenen vielleicht dazu, sie bei Ihnen zu gebrauchen«, sagte Taber.

»Es tut mir leid, Mr. Taber«, erklärte der ältere Mann. »Die Sache ist viel zu dringend und zu delikat, als daß man viel Zeit vor Gericht vergeuden könnte.« Langsam zog er einen Revolver aus seinem Schulterhalfter und richtete ihn auf Taber. Taber sah, wie sein Finger am Abzug weiß wurde. Der Knall wäre in dem engen Raum ohrenbetäubend gewesen, selbst ohne Tabers verbessertes Gehör. Er sah das Mündungsfeuer und das dünne Rauchfähnchen. Die Kugel fiel klappernd vor seine Füße.

Taber hob sie auf. Die Kugel war nicht abgestumpft. Er spürte ihre Hitze. Mit dröhnenden Ohren warf er sie über den Tisch.

»Schlucken Sie!«

»Was sind Sie?« fragte der Mann.

»Ein sehr aufgebrachter Mensch«, sagte Taber. »Sie werden gleich erfahren, wie aufgebracht, wenn Sie noch einmal einen so billigen Trick vorführen. Schlucken Sie das Ding!« Er beugte sich vor. Der Mann mit der Waffe wurde kalkweiß. Hastig schob er das heiße Geschoß in den Mund. Taber hörte es zischen. »Schlucken!« sagte er.

Der Mann schluckte und nahm einen Ausdruck solch qualvoller Agonie an, daß Taber sich fragte, ob er ihn von einem billigen Kruzifix kopierte.

»Also«, sagte Taber, »wann hören Sie auf, sich in mein Leben einzumischen?«



»Mr. Taber, Sie sind ein gebildeter Mann. Sie begreifen doch wohl, daß Sie das Kainszeichen tragen.«

»Habe ich jemanden umgebracht?«

»Noch nicht.«

Taber atmete auf.

»Wenn ich mich recht entsinne«, sagte er, »sollte das Kainsmal verhindern, daß andere ihn umbrachten.«

»Sie scheinen einen solchen Schutz nicht zu brauchen. Aber nehmen wir an, wir lassen Sie laufen? Wie lange dauert es, bis es jemand mit einer größeren Waffe versucht?«

Taber zuckte die Achseln.

»Auf irgendeine Weise haben Sie das Geheimnis von Achilles entdeckt. Glauben Sie, die Welt wird nicht nach Ihrer Ferse suchen? Täuschen Sie sich nicht, Mr. Taber. Entweder Sie sind vernünftig, oder die Welt wird immer stärkere Mittel gegen Sie einsetzen. Können Sie eine Wasserstoffbombe überstehen?«

»Wahrscheinlich«, sagte Taber. »Können Sie meine Vergeltung ertragen?«

»Wo würden Sie leben?«

»Wo würden *Sie* leben? Ich kann jederzeit zu einem anderen Planeten fliegen.« Verspätet wurde Taber bewußt, daß er etwas verraten hatte. An den plötzlich beschleunigten Herzschlägen erkannte er, daß sie es auch begriffen hatten. Er wartete auf ihr Zupacken, aber sie blieben sonderbar stumm.

»Möchten Sie Kaffee?« fragte schließlich einer von ihnen.

»Nein.«

»Sonst etwas?«

»Nein, danke.«

»Die Schwestern sagen, daß Sie seit zweiundsiebzig Stunden nichts zu sich genommen haben.«

»Ich gebe Bescheid, wenn ich Hunger habe«, sagte Taber.

»Tun Sie das«, sagten sie und gingen hinaus. Kurz darauf kam ein Marshal und führte Taber zu einem Lift. Sie fuhren einige Stockwerke hinauf, und Taber wurde in eine Zelle gebracht. Nach einer Weile sah er, daß sie gepolsterte Wände hatte.

»Chap«, flüsterte er unhörbar, »bist du da? Kannst du mich hören?« Keine Antwort. Eine Gummizelle isolierte gut. Taber konnte kaum die Geräusche im Flur hören. Wußte man das, oder war das nur ein Zufall? Wieder wurde er schläfrig. Er streckte sich auf dem gepolsterten Boden aus. Wenn er nur Zeit gehabt hätte, das Ding unter seinem Ohr auszuprobieren...

Alles sprach dafür, daß die Zelle akustisch und optisch überwacht wurde. Es ging nicht an, etwas zu versuchen und zu scheitern. Das einzige, was er genau wußte, war, daß er sich für kugelsicher halten durfte und besser hörte als vorher. Er hatte das heiße Geschoß aufgehoben und die Wärme gespürt, war aber nicht verbrannt worden. Der Mann hatte gewußt, daß das Geschoß Taber nichts anhaben konnte. Wieviele Experimente hatte man angestellt, während er bewußtlos gewesen war?

Wahrscheinlich wußten sie mehr über ihn als Taber selbst. Aber wußten *sie* das? Vielleicht konnte er die Zellentür aus den Angeln reißen und durch einen Kugelhagel davongehen. Aber wenn er es nun nicht konnte? Sollten sie sich lieber die Köpfe zerbrechen. Dann fiel ihm eine andere Einzelheit ein. Der Schutzschild und der blaue Anzug würden ihm, gering gerechnet, noch hundert Jahre unter diesem Stern verschaffen. Was bedeutete das? Wenn er sich so schmerzfrei fühlen konnte wie in den letzten Tagen, hatte Taber nichts dagegen, so lange zu leben. Das verschaffte ihm vielleicht die Zeit, seine Arbeit bei den Yaquis in endgültiger Form abzuschließen. Mit diesem angenehmen Gedanken döste er ein.

Er wurde plötzlich wach und fragte sich, was ihn geweckt hatte. Dann hörte er eine Stimme Yaqui sprechen. Er drehte sich auf das Gesicht, fort von möglichen Kameraaugen, und murmelte: »Chap?«

»Ja.«

»Wo bist du?«

»Ich spreche in den schmalen Schacht, der Luft in dein Loch bringt.«

»Warum hat es so lange gedauert?«

»Man hat dich immer wieder weggebracht. Du bist jetzt in einem anderen Licht.«

Licht? Taber erinnerte sich, wie seine Heimatstadt aus der Luft ausgesehen hatte.

»Kennst du den Namen der Stadt?« fragte er.

»Ich kann nicht lauschen, ohne meinen Kopf zum Schiff hinauszuschieben. Ich versuche es mit anderen Schächten.«

»Luftschächten«, sagte Taber.

Die gepolsterte Zelle hatte keine Uhr. Es konnte zehn Minuten oder auch eine Stunde gedauert haben, bis er Chap wieder hörte.

»Manche sagen: die Hauptstadt, andere sagen Dih-si, und manche nennen den Ort Washington.«

»Das genügt mir«, sagte Taber. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Ja. Und mit dir?«

»Mir geht es besser als seit Jahren«, sagte Taber.

»Soll ich weiterhin nicht auffallen?«

Taber überlegte. Er versuchte, sich an das Fernsehauge zu erinnern, das er einmal in einem Elektronik-Katalog gesehen hatte, und es zu beschreiben.

»Siehst du so etwas oder zusätzliche Kabel, die in meine Zelle hier führen?«

»Viele Kabel«, sagte der *Chapayeca*.

»Nichts am Licht machen, sonst ist der Teufel los«, sagte Taber hastig.

Einen Augenblick später murmelte Chap: »Eine Kamera.«

»Wo?«

»Im Licht.«

»In der Deckenlampe?«

»Ja.«

»Kannst du das Kabel herausreißen, ohne dich zu zeigen?«

»Ja.«

»Gut«, sagte Taber. »Wenn ich das Signal gebe, ziehe es heraus, dann bringst du das Schiff hier herein, und wir verschwinden.«

»In Ordnung.«

Taber grinste und streckte den Finger in die Höhe. Da können sie sich die Köpfe zerbrechen, dachte er und schrie: »Peng!«

Blitze, Knistern, Brandgeruch. Er muß den falschen Draht erwischt haben, dachte Taber, als das Licht ausging.

Sofort wurde die Zellentür aufgerissen. Der zornige junge FBI-Mann stürzte herein. An der Tür standen Männer mit gezogenen Revolvern.

»Klopfen Sie eigentlich nie?« fragte Taber. Wo, zum Teufel, blieb Chap? Dann sah er für den Bruchteil einer Sekunde an der Tür den Kopf des fremden Wesens aus dem Schiff gucken. Taber ging darauf zu.

»Bleiben Sie mir vom Leib!« Die Stimme des puterroten jungen Mannes war eine Oktave zu hoch.

»Gern«, sagte Taber, »wenn Sie sich nur auch dran halten würden.« Auf halbem Weg ins Schiff blieb er plötzlich stehen. Jetzt wurde es Zeit herauszufinden, warum dieser junge Idiot darauf bestand, Taber das Leben schwerzumachen. Er packte den Arm des Agenten und gab ihm einen Ruck.

»He ho, Gerónimo!« schrie er.

»Was?« sagte Chap.

»Auf, auf, Kameraden«, rief Taber lachend.

Der junge FBI-Beamte wurde vom grellen Licht im Schiff geblendet.

»Sie bemerken, daß ich Ihnen die Waffe nicht abgenommen habe«, sagte Taber nach einer Pause. »Wenn Sie genug Phantasie besitzen, stecken Sie sie weg.«

Der FBI-Mann steckte sie hastig ein. Er sank auf die Knie, und Taber dachte schon, er sei ohnmächtig geworden, bis ihm klar wurde, daß Chap wieder mit seinen Beschleunigungstricks arbeitete.

»Zerquetsche ihn nicht«, brüllte Taber. »Ich will ihm vorher ein paar Fragen stellen.«

Der junge Mann redete ausführlich und offen – darüber, was für ein gemeiner Halunke Taber sei, wie er diese liebe, süße Frau gequält habe, wie sie habe leiden müssen...

Taber analysierte während dieser Tirade seine eigenen Empfindungen. Dumm von ihm, nicht darauf gekommen zu sein. Sie hatte ihm in ihrer Ehe das Leben zur Hölle gemacht. Sie hatte ihm bei der Scheidung nur das Hemd gelassen. Und

jetzt hatte sie diesem jungen Mann die Karriere verpfuscht, nur um sich noch einmal an Taber zu rächen.

Als Taber sie geheiratet hatte, war sie eines jener wunderbaren Geschöpfe gewesen, deren Schönheit verhindert, daß sie je zu anderen Leuten nett sein müssen. Sie war noch immer schön, aber noch weniger liebenswürdig. Taber hatte damals nicht begriffen, warum er sie nicht mehr liebte, bis ihm eines Tages klar geworden war, daß er sie nur noch bedauerte.

Und jetzt bedauerte er diesen jungen Trottel. Als der junge Mann mit dem roten Gesicht endlich fertig war, tat er ihm aber nicht mehr leid. Er dachte an Frank und Lico. Wieviele andere Wehrlose hatte dieser junge Flegel mit seiner geborgten Autorität noch auf dem Gewissen?

»Sie sind ausgebildeter Kriminalist«, sagte Taber. »Sind Sie nie auf die Idee gekommen, die Behauptungen der armen Frau nachzuprüfen? Wenn man bedenkt, wie sie in den letzten zwei Jahren von Hand zu Hand gegangen ist, sollten Sie der Venus danken, daß Sie sich nicht angesteckt haben.«

Aber der junge Mann hatte sich wieder in Wut geredet, um kein Wort von dem hören zu müssen, was er eigentlich bereits ahnte. Er strengte sich so an, daß er seine Umgebung vergaß.

Mit Bedauern entdeckte Taber, daß auch sein Zorn wuchs.

»Gibt es nichts, was ich tun kann, damit Sie endlich abhauen und mich in Frieden lassen?« fragte er.

Nachdem der junge Mann mit dem Truthahnhals gezischt, gespuckt und sich eine halbe Minute lang wiederholt hatte, begriff Taber, daß Teta ihn mit größerer Würde vor eine Entscheidung gestellt hatte: Töte mich, oder ich töte dich.

Die Beschleunigung hörte auf. Taber packte die Beine des jungen Mannes. Als der Beamte emporschwebte, begriff er plötzlich, daß er nicht mehr am Boden war.

»Wo?« begann er, dann drehte Chap das Schiff, so daß die Erde unter ihnen war. Sie flogen nach Westen, irgendwo über die Präriestaaten, und nicht sehr hoch. Unter sich konnte Taber Straßen, Weizenfelder und gelegentlich ein Auto sehen.

»Halten Sie den Mund«, sagte Taber zu dem jungen Mann, der nun dienstliche Laute von sich gab. In der Stille bedachte er seine gescheiterten Pläne. Er hatte nur Material für eine neue Abhandlung sammeln wollen. Aber dieser junge Idiot hatte ihn gezwungen, die Stadt unvorbereitet zu verlassen. Von da an hatte Taber, so schien es ihm, keine Zeit mehr gehabt, Atem zu schöpfen oder darüber nachzudenken, was geschehen war.

Die Mexikaner fahndeten nach ihm. Es würde Jahre dauern, bis er das Land wieder ungefährdet betreten konnte; vielleicht würde es nie mehr möglich sein. Und sein eigenes Land bot auch keine Zuflucht mehr. Als Anthropologe war er erledigt. Menschen mit Talent und Freunden konnten dergleichen überstehen. Taber argwöhnte, daß er beides nicht mehr hatte.

Das fremde Wesen zu entdecken, war ihm wie eine neue Chance erschienen – eine Chance, soviel Geld zu verdienen, daß er nicht der Anthropologie, sondern dem



Stipendienausschuß, der ihm die Arbeit so erschwerte, eine >Nase drehen< konnte.

Taber betrachtete die Ruinen seines wohlgeplanten Lebens und beschloß, zur Abwechslung einmal einem Impuls zu gehorchen. Er packte den FBI-Mann am Arm.

»Holen Sie mich ab, wenn ich nicht zu stark zerquetscht bin«, schrie er und sprang hinaus.

Taber wußte nicht, was das Ding hinter seinem Ohr tun würde. Gleich außerhalb des Schiffes erfuhr er, daß es in dieser Höhe nicht die Luft in seiner Lunge hielt.

Augenblicke später brachte ihn seine sich abrackernde Lunge wieder ins Bewußtsein zurück. Fünfzehn Meter seitlich unter ihm machte der FBI-Mann Schwimmbewegungen. Taber drehte seinen Körper in der dünnen Luft und entzog sich mit einigen Armbewegungen den tastenden Händen des anderen Mannes. Der Wind in seinen Ohren kam ihm nicht so heftig vor wie beim Motorradfahren in seiner Jugend.

»Kommen Sie zurück!« schrie der FBI-Mann. Seine Stimme klang dünn, so, als käme sie schon aus einer anderen Welt.

»Warum?« fragte Taber.

»Damit wir Zusammensein können.«

»Wollen Sie mich nie in Ruhe lassen? Hauen Sie ab. Ich möchte nicht mit Blut bespritzt werden.« Taber öffnete den Reißverschluß seiner Jacke und breitete sie aus, um majestätisch davonzusegeln. Der FBI-Mann hinter ihm kreischte.

Plötzlich war der Boden ganz nah. Taber spürte, wie er abgebremst wurde. Der FBI-Mann verstummte mitten im Schrei. Es war keine schmerzhaftes Verzögerung. Das Ding unter seinem Ohr mußte in der Lage sein, Massen und Beschleunigungen in Übereinstimmung zu bringen, denn er war gute dreißig Meter über dem Boden langsamer geworden. Er drehte sich und landete stehend in einiger Entfernung von dem plattgedrückten Fleck Winterweizen. Es war überflüssig nachzusehen. Er hatte kein Bedürfnis, sich an dem Anblick zu weiden.

Nun, da Taber allein war, wurde ihm erst bewußt, daß er nicht wirklich damit gerechnet hatte, sterben zu müssen. Erstaunlich, wie schnell er sich an den Gedanken gewöhnte, unverwundbar zu sein. Wenn er nun den Rest der Welt noch dazu bringen könnte, ihn unbehelligt zu lassen...

»Hier«, sagte eine Stimme. Taber drehte sich um und sah den körperlos wirkenden Kopf des *Chapayeca* aus dem unsichtbaren Schiff ragen.

»He da!« schrie eine andere Stimme. Taber drehte sich um und sah einen Mann auf sich zulaufen. Hastig bestieg er das Schiff, und sie flogen davon.

»Wohin?« fragte Chap.

Taber ließ den Kopf sinken. Wohin? Wenn das je vor Gericht kam, konnte er ein Dutzend Alibis beibringen und Geschworene dazu veranlassen, über die absurden Geschichten eines Supermannes vom FBI zu lachen. Aber Taber wußte, daß es nie vor Gericht kommen würde.

Er war ausgeruht und hatte, seitdem er den blauen Anzug trug, keine Schmerzen mehr gespürt. Oder war es, seitdem er die Sternnahrung gegessen hatte? Was er vor allem brauchte, entschied Taber, war Zeit zum Nachdenken. Ostern lag erst ein paar Tage zurück. Konnten sie sich in irgendeiner eingeschnittenen Jagdhütte verstecken? Dann fiel Taber das Ding hinter seinem Ohr ein. Jetzt hatte er es überall bequem.

»Findest du den Weg zurück zu meiner Wohnung?« fragte er.

»Ja.«

»Na gut, von dort aus nach West, ungefähr vierhundert Meilen zur Küste, dann etwa achthundert Meilen nach Norden, bis du einen Berg mit Schneegipfel siehst.«

»Einfacher ist es, gradeaus zu fliegen«, sagte das Wesen.

»Wenn ich dein Orientierungsgefühl hätte, ja«, gab Taber zu. Minuten später erholten sie sich auf einem besonnten Schneeang auf Mount Shasta. Taber dachte an die hier kursierenden Geschichten über geheimnisvolle Lichter und sonstige Vorfälle und fragte sich, ob andere Fremdwesen sich an dieser Landmarke schon orientiert hatten. Aber vor allem fragte er sich, was er tun sollte.

Es fiel ihm erstaunlich leicht, nicht an den plattgedrückten Fleck Weizen in Kansas zu denken. Er erinnerte sich an die Schwierigkeiten, die ihm der junge Mann bereitet hatte, und bedauerte nur, daß der Sturz nicht ein paar Minuten länger gedauert hatte.

Widerwillig gewöhnte er sich an den Gedanken, daß er nicht mehr auf der Erde leben konnte. Sosehr er es auch versuchen mochte, er würde seine Unverwundbarkeit nie lange verbergen können. Ein Sturz, ein Auto an einem Fußgängerübergang, ein Abrutschen von Messer oder Säge. Irgend jemand würde es bemerken, und er würde schnell weiterziehen müssen. Aber wie oft konnte ein Mann mit ultramarinblauer Unterwäsche umziehen? War sein Bild schon in allen Zeitungen, auf allen Fahndungsblättern der Welt zu sehen?

»Chap«, sagte er, »könnte ich auf deinem Planeten leben?«

»Ich weiß nicht. Ich lebe auf deinem.«

»In letzter Zeit redest du vernünftiger«, sagte Taber. »Erinnerst du dich an mehr, oder liegt es einfach daran, daß du mir jetzt traust?«

»Ich weiß nicht.«

»Ihr seid Telepathen. Davon bin ich überzeugt. Aber du bist keiner. Warum?«

»Ich weiß nicht.«

»Bist du behindert – ein telepathischer Taubstummer?« Taber erinnerte sich an das Buch. »Zeige mir das Wartungsbuch noch einmal!«

Als er zum hundertstenmal darin blätterte, wurde ihm klar, daß er nicht versuchte, die Symbole zu entziffern. Unter *dieser* Art von Stern, hatte Chap gesagt.

»Mit der Sonne ist etwas nicht in Ordnung, nicht wahr?«  
sagte er.

»Ja.«

»Wird sie zur Nova, oder tut sie sonst etwas  
Spektakuläres?«

»Nein.«

»Sondern?«

Das fremde Wesen schwieg eine Weile.

»Falsche Farbe«, sagte es schließlich. »Sollte blau-weiß  
sein, wie das Licht im Schiff.«

»Was macht das für einen Unterschied?«

»Brennt schmutzig.«

»Auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen«, begann  
Taber.

»Du lebst nicht lange.«

»Und du?«

»Genauso, nehme ich an.«

Taber begann ein Licht aufzugehen. Wenn Sol ein giftiger  
Stern war, der das Leben aller Wesen verkürzte, die von seinen  
Strahlen erfaßt wurden, würde das erklären, warum er von  
Wesen aus schöneren Stellarklimata so selten besucht wurde.

Aber die Erde war in der Vergangenheit mindestens einmal  
besucht worden. Das lag auch noch nicht so lange zurück. Die

Yaqui lebten erst seit 800 n. Chr. im Delta. Wann hatten sie begonnen, *Chapayeca-Masken* anzufertigen?

»Ich glaube, du bist ein Taubstummer«, sagte Taber langsam. »Du lebst abseits der Sammelintelligenz deiner Rasse. Das könnte auch erklären, weshalb du hergeschickt worden bist: um eine Schmutzarbeit zu machen, sie schnell zu machen und das Weite zu suchen.«

»Was für eine Arbeit?«

»Wenn die erste Expedition sich nicht gemeldet hat...«

»Was für eine erste Expedition?«

»Diese *Chapayeca-Masken* sind nicht einfach so entstanden. Vielleicht wissen die Leute zu Hause nicht, wie kurz das Leben hier auf der Erde ist. Vielleicht glauben sie einfach, die erste Expedition sei durcheinandergeraten – verdummt, weil sie von der Sammelintelligenz abgeschnitten war – und habe nicht mehr gewußt, wie sie nach Hause kommen sollte. Das würde erklären, warum man einen Nicht-Telepathen wie dich schickt. Es würde auch dieses verflixte Buch erklären. Weshalb würde eine Rasse von Telepathen sonst ein Buch schreiben?«

»Es ist möglich«, sagte der *Chapayeca*. »Aber ich – junge Leute«, murmelte er schließlich und verstummte.

»Du hast keine Schwierigkeiten, dich hier auf der Erde zurechtzufinden«, sagte Taber. »Findest du auch so leicht nach Hause?«

»Ich weiß nicht«, sagte das Wesen.

»Also, versuchen wir es.«

»Ich dachte, vorher werden wir reich.«

Tabers Atem stockte. Das hatte er völlig vergessen.

»Das geht nicht mehr«, sagte er schließlich. »Du hast gesehen, wie man mich jagt. Aber wenn wir mit einer wertvollen Ladung hierher zurückkommen könnten, vielleicht mit einem offiziellen Vertreter deiner Regierung, dann würde man es sich gründlich überlegen, ob man uns schlecht behandelt.«

»Wie würden wir für die Ladung bezahlen?«

Taber schwieg düster.

»Denke du darüber nach«, sagte der *Chapayeca*. »Ich habe eine Woche lang nicht geschlafen. Wecke mich nicht, bevor es morgen hell wird.« Er grub sich ein bequemes Bett im Schnee und schloß die Augen.

Taber starrte in die untergehende Sonne, dann in die Dunkelheit hinein. Es war ein Karussell. Die größte Gelegenheit, seit der Mensch das Werkzeug erfunden hatte, und es gab keine Möglichkeit für ihn, sie zu nutzen.

Wenn er den Planeten des *Chapayeca* erreichte, würde er dann wirklich auf die Erde zurückkehren wollen? Es gab verdammt wenig, was ihn hier hielt. Wichtiger noch: Sollte er überhaupt zurückkehren? Die westliche Zivilisation hatte Rassen und Kulturen reihenweise zerstört. Was würde eine galaktische Kultur in der Zivilisation des Westens anrichten? Vielleicht war es am besten, das fremde Wesen einfach dazu zu überreden, daß es ihn mit nach Hause nahm. Wenn sie an andere Rassen gewöhnt waren, würde Taber nicht in einem Zoo landen. Das Leben würde interessant sein. Allerdings

gab es keine Frauen. Aber die Suche nach Wissen brachte ihre eigene stille Belohnung.

Beim Gedanken an Frauen spürte Taber plötzlich einen Anflug von Lüsternheit. Wie lange war es her, seitdem er eine Frau wirklich begehrt hatte? Vor dem Unfall, nahm er an. Woher kam dieses plötzliche Bedürfnis? Lag es am blauen Anzug und am Schutzschild? Er streckte sich behaglich auf dem Harsch aus. Wie lange war es her, daß er sich so vollkommen entspannt gefühlt hatte? In einer knappen Woche verblaßten die Alptraumjahre der Schmerzen zu einer verschwommenen Erinnerung.

Sehr schade, daß er jetzt nicht mehr auf der Erde bleiben konnte. Wenn die Leute ihn nur in Ruhe ließen, damit er Reichtum scheffeln konnte. Und mit einem ganzen Jahrhundert vor sich... Taber wurde plötzlich klar, daß er heftig eine Frau beehrte.

Während der Nacht schmiedete er Plan um Plan, nur um jeden wieder zu verwerfen. Endlich wurde es hell. Er betrachtete die Hänge. Der glatte Schnee war hart und fest. Das schräg einfallende Licht hätte jeden Spalt beleuchtet. Es gab keine Anzeichen von Leben oder Bewegung. Er lauschte mit seinem gesteigerten Gehör und hörte nichts als das Wispern des Windes. Trotzdem wußte Taber, daß er beobachtet wurde.



## 12

Nach Sonnenaufgang ging er hin, um das fremde Wesen zu wecken. Der *Chapayeca* lag genauso da, wie er ihn tags zuvor zurückgelassen hatte. Für einen Augenblick glaubte er, Chap sei tot. Dann begriff er, daß er nicht tot war. Er schlief auch nicht. Das fremde Wesen war völlig erstarrt.

»Frierst du?« fragte Taber.

Das Wesen starrte ihn stumm an, und plötzlich wußte Taber, daß es Angst war.

»Was ist?« fragte er. »Wer beobachtet uns?«

Die Worte des *Chapayeca* waren unverständlich. Das Gefühl, beobachtet zu werden, wuchs bis zur Unerträglichkeit. Taber drehte sich um und sah einen zweiten *Chapayeca*.

Dieses Wesen war einen Kopf größer. Es war von hellerer Farbe, fast himmelblau, mit schwachen Streifen und Flecken. Wo Hals und Kiefer sich vereinten, sah man schlaffe Haut und die Andeutung von Runzeln.

»Wer sind Sie?« fragte Taber.

»Meine Mutter«, flüsterte Chap.

»Großartig!« knurrte Taber. »Ich habe es mit einem fortgelaufenen Kind zu tun gehabt?«

Das fremde Wesen gestikulierte herrisch. Chap sprang auf und verschwand im Schiff. Der Körper des großen Wesens

begann sich aufzulösen, und Taber begriff plötzlich, daß ein zweites Schiff hinter ihm stand.

»Einen Augenblick mal, verdammt!« brüllte er. »Ihr habt mein Leben auf dem Planeten hier zerstört. Wenn ihr fliegt, dann komme ich mit!«

Das Wesen drehte sich um, als bemerke es Taber zum erstenmal. Er – sie? – richtete quadratische Pupillen auf ihn und runzelte mühsam die Stirn. Gedanken und Vorstellungen wirbelten durch Tabers Gehirn, und plötzlich begriff er, daß das Wesen sich ihm mitteilte.

»Na gut«, fauchte Taber. »Ich verstehe jetzt, warum ich nicht mitkommen kann. Aber weshalb seid ihr überhaupt hergekommen und habt mein Leben ruiniert?«

Taber wankte unter dem Anprall einer plötzlichen totalen Erkenntnis. Er setzte sich abrupt hin und versuchte, sich zurechtzufinden. Als er wieder aufsaß, war er allein auf dem Berggipfel.

Taber wußte jetzt, daß er es nicht mit einem Kind zu tun gehabt hatte. Chap war ein junger Erwachsener. Er hatte auch in anderer Beziehung richtig geraten. Erstaunlich, wie vieles er richtig gesehen hatte, um dann doch die falschen Schlußfolgerungen zu ziehen.

Die Erde war nicht gesperrt, weil ihre Bewohner gefährlich gewesen wären. Noch brauchten sie Schutz. Die Galaktiker nahmen an, wenn sie überhaupt an die Erde dachten, daß sie sich selbst rechtzeitig in die Luft jagen würde. Keine Gefahr

für zivilisierte Völker. Aber sie konnte zum Störfaktor werden, wenn immer wieder Nichtoperierte vorbeikamen.

Die Galaktiker hatten den Krieg abgeschafft. Sie hatten das auf Kosten kollektiven, ameisenartigen Verhaltens und der Minderintelligenz des einzelnen getan. Wie die alten Leute in Rio Yaqui erinnerten sich die älteren Galaktiker an die schlimme, alte Zeit und zogen den ein wenig stagnierenden Status quo vor. Der Friede wurde mit einer etwas komplizierteren Konstruktion des Apparates, wie ihn Taber unter dem Ohr trug, gesichert. Jeder Galaktiker mußte sich in frühem Alter dieser Operation unterziehen. Sie brachte die Gabe der Telepathie: augenblickliche Allwissenheit. Warum veraltete Fähigkeiten wie Schreiben, Lesen und Informationsbezug erwerben, wenn alle Antworten schon zur Stelle waren und aus irgendeinem Gehirn bezogen werden konnten? Wenn die Antwort dagegen noch nirgends vorhanden war...

Die Jungen wollten dem allem ein Ende machen, die Wirkung der Operation aufheben, zu den altmodischen Lernmethoden zurückkehren und ihre Gehirne im Denken üben. Die alten Leute waren entsetzt von der Unordnung und den Mißverständnissen, die der unvermeidliche Preis des Fortschritts sein würden.

So hatte sich ein gesellschaftliches, hippie-ähnliches Problem entwickelt: Eine laute, gefährliche Minderheit revidierte die Operation und trennte sich von der telepathischen Ganzheit. Das war an sich schon schlimm genug, aber als sie heimlich Planeten vom Typ Erde besuchten, um sich aus erster Hand über die Kunst des Denkens zu informieren... Die Erde

konnte ein wirklich gefährlicher Brennpunkt werden, wenn viele dieser Ausgeflippten auftauchten.

Chap war in Schwierigkeiten geraten, weil er ein junger Nicht-Operierter ohne Übung war. Sein Schiff, das jede Sammelintelligenz mit einer Hand hätte reparieren können, überstieg seine Fähigkeiten, trotz der schriftlichen Anweisungen seiner Freunde, weil Chap allein nicht sehr schlau war. Und der FBI-Mann mit dem Puterhals konnte doch zuletzt lachen. Wenn Taber nicht die dunklere Seite seines Wesens gezeigt hätte, wäre er vielleicht mitgenommen worden. Aber der ältere *Chapayeca* konnte diesem Wilden nie verzeihen, daß er seinen – ihren? -Sohn in die Kunst der Gewalttat eingeweiht hatte. Nur widerstrebend hatte er – sie? – anerkannt, daß Taber auch zahlreiche gute Taten vollbracht hatte. Taber vermutete, daß der ältere *Chapayeca* ihn für einen Telepathen gehalten und befürchtet hatte, Taber könnte ihnen nach Hause nachschleichen wie ein herrenloser Hund. Er blickte auf die Zehn-Uhr-Sonne. Wenn er vor der Dunkelheit unterhalb der Schneegrenze sein wollte, mußte er sich auf den Weg machen.

Es dauerte zwei Tage, bis er eine geteerte Straße erreichte, und ein alter Lieferwagen nahm ihn mit bis zur nächsten Stadt. An der Art, wie der Rancher das Fenster öffnete und den Kopf fast die ganze Zeit hinausstreckte, erkannte Taber, daß der Sternnahrungs-Geruch stärker wurde. Wie lange war es her, seitdem er natürlichen Bedürfnissen hatte nachgeben müssen? In der Stadt dankte er dem Fahrer, der es offensichtlich bedauerte, den Fremden überhaupt mitgenommen zu haben.

Weiter unten im Tal mischte sich Taber unter eine Gruppe von Landarbeitern und verdiente zwölf Dollar, bevor die anderen anfangen, ihn von der Seite anzusehen. Er wußte eigentlich nicht, wozu er das Geld wollte, vermutete aber, daß es gelegen kommen würde.

Zwei Tage später war Samstag. An diesem Abend stieß er auf zwei von den Arbeitern. Sie hatten getrunken und waren nicht argwöhnisch.

»Kommst du mit?« sagte einer.

Taber erfuhr, daß sie in ein Bordell gehen wollten. Plötzlich wußte er, wozu er das Geld brauchte.

»Entschuldigt mich mal«, sagte er. In einer Tankstellen-Toilette zog er den dünnen blauen Anzug aus und steckte das winzige Päckchen in eine Hemdtasche, die er sorgfältig zuknöpfte.

Das >Mädchen< war älter als Taber. Wenngleich an vieles gewöhnt, beschwerte sie sich über seinen Geruch. Taber beschwichtigte sie mit einem Dollar extra. Es kam der Augenblick der Wahrheit. Sie sah Taber immer seltsamer an. Schließlich kleidete er sich an und ging. Nachdem er sich in der Toilette schnell gewaschen hatte, zog er wieder den blauen Anzug an. Wenigstens hielt er die Kälte fern.

Taber ging durch die einzige Straße der Stadt und überlegte, daß das Ding unter seinem Ohr noch immer voll wirkte. Es schützte ihn vor Kugeln oder Bomben. Es hatte ihn sechs Dollar gekostet, um zu erfahren, daß es ihn an *jedem* körperlichen Kontakt hinderte.

Er verließ den beleuchteten Teil der Stadt, und sein Fuß verfiel sich in ein eine Woche altes Exemplar des >San Francisco Examiner. Auf der ersten Seite prangte ein großes Foto mit der Überschrift: >Haben Sie diesen Mann gesehen?<

Danach blieb er im Gebirge und mied die bevölkerte Küste und die Täler. Er wanderte weiter nach Süden, so gut er vorankam. Zwei Wochen später, im Yosemite, spürte er eine innere Unruhe. Es dauerte noch drei Tage, bis er sie als Hunger erkannte. In der Nacht raubte er einen Kühlschrank in King's Cañon aus, knurrte wie ein Bär und machte allerhand Lärm, als der entsetzte Camper in seinem Zelt Licht machte.

Bald lief er weiter unten an den Hängen entlang, näher bei den Farmhäusern. Als er einmal ein Huhn stahl, fing er eine Ladung Schrot ab und jaulte wie ein Hund, bis der Farmer sich, beruhigte. Der Schutzschild wehrte alles ab, aber Taber wünschte sich Sternnahrung. Die Dose Bohnen, die er vor einem Tag stibitzt hatte, blähte seine Därme auf, und er spürte die Andeutung alter, vertrauter Schmerzen.

In der folgenden Woche in Palm Springs wurden die Schmerzen stärker. Er brach in eine Arztpraxis ein und nahm sich Morphium mit. Er lief an der Ostseite der Salton-See entlang und vergrub schließlich den nutzlosen Beutel mit den verbogenen Kanülen im Sand. Der Schutzschild behütete ihn auch vor scharfen oder spitzen Gegenständen.

Fast wahnsinnig vor Schmerzen, schlich er über die Grenze.

In einem Graben östlich des Mexicali-Güterbahnhofs hatte Taber schließlich seine nächste bedeutsame Berührung mit den Mitmenschen. Es war ein peiniger Marsch durch die Wüste gewesen. Er mußte Autostraßen meiden, war über die Grenze gegangen und hatte sich einen Platz abseits des Landstreicher-Lagers gesucht, aber doch nicht so weit entfernt, daß der Zug für einen behinderten und schmerzgepeinigten Mann zu schnell fuhr, wenn er aufsprang.

Obwohl er wußte, daß sie nicht mehr wirkten, hatte Taber wie in einem Ritual seine Schmerztabletten geschluckt, bis sie verbraucht waren. Er hatte einen Insulinvorrat noch für etwa zwei Monate. Genug, bis er dazu kam, in eine Apotheke einzubrechen.

Als die Sonne unterging, wurde aus der Wüstenhitze sofort Wüstenkälte. Taber überlegte, ob er Feuer machen sollte. In der letzten Zeit hatte ihn der blaue Anzug nicht mehr so warmgehalten, wie es ihm lieb gewesen wäre. Aber er hatte weder Holz noch Streichhölzer und wollte außerdem auch kein Aufsehen erregen.

Er lag im Graben, zuckend und Flüche murmelnd. In letzter Zeit schien er nichts anderes als Bohnen zu finden, aber die dadurch entstehenden Blähungen steigerten seine Schmerzen ins Unerträgliche. Plötzlich tauchte die Silhouette eines Mannes vor ihm auf.

Er sprang in den Graben und begann, Tabers Taschen zu durchsuchen. Taber setzte sich auf und sagte dem Fremden, trotz qualvollster Schmerzen, was er von ihm hielt.

»Schweinehund!« schrie der Fremde und stieß Taber ein Messer in den Bauch. Wenigstens hatte er das vor.

Das eigenartige, nachgiebige Gefühl verblüffte ihn. Er starrte Taber an und wartete auf den Todeskampf. In diesem Augenblick packte Taber das Messer und revanchierte sich.

Adrenalin durchflutete ihn, und für den Augenblick war der Schmerz vergessen. Der Mann starb laut und mühsam, denn Taber hatte mit dem Stoß nach oben das Zwerchfell durchbohrt, so daß der Fremde jedesmal, wenn er zu atmen versuchte, ein lautes Pfeifen erzeugte. Schließlich erfüllte Taber seinen Herzschlag und gebrauchte das Messer noch einmal.

Die Taschen des Toten lieferten einen Dollar, zwölf Pesos, vierzig Centavos, eine amerikanische Zehncentmünze und einen Iver-Johnson-Revolver. Erst als Taber auf den Güterzug aufgesprungen war, kehrten die Schmerzen zurück. Er klappte den Revolver auf und fand acht Patronen. Einen Tag später sprang Taber in Obregón ab und marschierte nach Osten ins Gebirge.

Zunächst konnte er in Ranchhäusern etwas zu essen erbetteln und gab den Kindern ein paar Münzen aus seinem schrumpfenden Bestand. Aber als er die erste niedrige Bergkette überquerte und sich dem Yaqui-Land näherte, wurden die Leute argwöhnisch. Bald begriff Taber, daß man sie gewarnt hatte, nach einem ‘ Mann seiner Beschreibung Ausschau zu halten. Er wanderte deshalb wieder nur nachts weiter, stahl in Hühnerhöfen und Maisfeldern. Zwei Wochen später stolperte Taber, zwanzig Pfund leichter und von Schmerzen in allen Gelenken gepeinigt, in den Cañon hinter dem Kamm bei dem



versteckten Dorf, das er nur als Xbampo kannte. Das Schiff stand unter demselben Baum, wo sie, es beim letzten Besuch mit Chap abgestellt hatten.

Taber durchsuchte es. Es funktionierte. Er fand aber keine Sternnahrung. Schließlich dämmerte ihm, daß der ältere Chapayeca sie ausgeräumt haben dürfte, damit Taber nicht versuchen konnte, eine interstellare Reise anzutreten. Er biß die Zähne zusammen, stieg schmerzgepeinigt über den Kamm und erinnerte sich an seinen letzten Besuch.

Lico war noch im Dorf. Taber wehrte seine Grüße und besorgten Erkundigungen ab.

»Wichtig«, keuchte er. »Ich muß sofort mit dem *Kobanaó* und seinem Stab sprechen.«

Während Herolde durch das Dorf liefen, um die Leute zusammenzuholen, streckte sich Taber auf dem Abfallplatz aus, bemüht, vom dürftigen Sonnenschein ein wenig Linderung seiner Schmerzen zu erlangen. Es wirkte nicht, wie er schon gewußt hatte.

Schließlich waren der *Kobanaó* und seine Ältesten in dem Nebestollen versammelt. Taber raffte sich hoch und ging hinein. Ohne Vorrede machte er sein Angebot:

»Was haltet ihr davon, die Welt zu erobern?«

- ENDE -